Hefte für Büchereiwesen

Der Volksbibliothekar und die Bücherhalle

Mitteilungen der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung Hans Hofmann



Heft 5
Der Mitteilungen 12. Band

Österreichischer Bundesverlag
für Unterricht, Wissenschaft und Kunst
(vorm. Österreichischer Schulbücherverlag)
Wien 1928 Leipzig

Bezugsbedingungen

Preis des Jahrganges, 6 Hefte im Umfange von 21 Bogen, 6 Goldmark; Einzelhefte 1.50 Goldmark. — Mitglieder der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen und ihrer Unterverbände sowie der Preußischen Volksbüchereivereinigung erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. Die Mitglieder des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare sowie die Mitglieder der der Zentralstelle angeschlossenen Landesvolksbildungsorganisationen erhalten bei Bezug durch Vermittlung ihrer Verbände bedeutende Ermäßigungen.

Sitz des Verlages: Wien, I. Bezirk, Schwarzenbergstraße 5
Sitz der Schriftleitung: Leipzig N 22, Richterstraße 8

Inhalt dieses Heftes

Hefte für Büchereiwesen

Mitteilungen
der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Schriftleitung: Hans Hofmann

12. Band Heft 5

Berufskunde

Wege neuzeitlicher deutscher Literaturwissenschaft

Was ist die Literatur eines Volkes? Wir antworten mit Friedrich Schlegel: Literatur ist der „Inbegriff des intellektuellen Lebens einer Nation". Sie ist, in allgemeinster Fassung, der durch die Mittlerin Sprache in all seinen mannigfachen Ausstrahlungen zusammengefaßte und verkörperte Geist eines Volkes. Sie hat das Leben und den Menschen in seinen unterschiedlichsten Lebensbezügen zum Gegenstande, bringt Sehnsüchte und Ideale eines Volkes zum Klingen und greift daher, „ohne auf eine äußere Tat und materielle Wirkung auszugehen" (Schlegel), in das Gesamtleben des Volkes aufs tiefste ein.

Und was ist demnach die Literaturgeschichte als Wissenschaft? Sie ist oder sollte doch sein die Dienerin der Literatur, die ihr bescheiden den Weg ins gesamtvölkische Leben öffnet oder ebnet. Die Literaturgeschichte soll Wissenschaft sein in ihrer nüchtern-kritischen Arbeitsweise, in ihrem unbestechlichen Wahrheitswillen; sie darf aber zugleich den Blick auf das Ganze nationalen Lebens, dessen Spiegelbild die von ihr durchforschte Literatur ja ist, nie verlieren. In diesem Sinne sollte sie „die Krone der Geschichte sein, so gewiß der Geist wahrer und wirklicher ist als die Materie, so gewiß wir Menschen und Völker besser aus ihren Idealen kennen lernen als aus ihren Taten" (Roethe).

Nicht immer wurde die Forderung der Lebensnähe von der deutschen Literaturwissenschaft erfüllt. Schon Friedrich Schlegel führte bewegliche Klage über ihre Abtrennung und Vereinzelung. Diesem Mißstand half auch die Literaturwissenschaft des fortschreitenden 19. Jahrhunderts nur sehr mangelhaft ab. In Abhängigkeit von der damaligen allgemeinen Geisteslage, besonders der positivistischen Philosophie und der mächtig aufstrebenden Naturwissenschaft, beschränkte sich die Literaturgeschichte auf die Feststellung geschicht-

licher Tatsächlichkeiten und lehnte die mythische Geschichtsauffassung der Romantik wie die kühnen Gedankengebäude Hegels gleichermaßen ab. Zum Teil freilich mit Recht; denn das Wissen um die Einzeltatsachen, das jeder wissenschaftlichen Zusammenschau und Zusammenfassung vorauszugehen hat, fehlte noch in weitem Maße; wie denn überhaupt festzuhalten ist, daß die Literaturwissenschaft durch das positivistische Zeitalter eine Fülle wertvoller Einzelerkenntnisse und die an der Sprachwissenschaft geschulte streng-philologische Forschungsmethode empfing. Aber dieses Hinabsteigen in kleine und kleinste Einzelheiten wuchs sich zur Gefahr aus: die Literaturwissenschaft verlor eben jenen oben geforderten Blick für die Literatur als geistige Gesamterscheinung und damit die Fähigkeit, im besten Sinne literatur-pädagogisch zu wirken.

Da erstand gegen Ende des Jahrhunderts, zugleich mit einer neuen Haltung in Kunst und Literatur, auch eine neue Willensrichtung in der Wissenschaft, zumal in den Geisteswissenschaften; auch die Philologie und Literaturgeschichte strebten von nun ab — in bewußtem Gegensatz zum Positivismus — einem Ideellen, einer geistigen Ganzheit zu und wurden damit recht eigentlich erst Geisteswissenschaften.

Man darf sagen, daß heutzutage das Streben, Einzeltatsachen in geistige Zusammenhänge einzuordnen, der Wille zur Zusammenschau (Synthese) Gemeingut der deutschen Literaturwissenschaft geworden ist. Der Wert literaturgeschichtlicher Einzelforschung wird dadurch natürlich nicht berührt, und philologische Peinlichkeit und Reinlichkeit wird von jedem ernsten Forscher nach wie vor gefordert und geübt. Aber die Erkenntnis ist allgemein geworden: „Nur in dem gestaltenden Zusammenschauen des an sich form- und grenzenlosen Chaos der Einzeltatsachen, -persönlichkeiten und -geschehnisse zur synthetischen Einheit von kulturellen Entwicklungsprozessen und geistigen Strukturzusammenhängen vermag sich . . . der geschichtliche Sinn in aktiver Betätigung wahrhaft auszuleben" (Unger).

In solcher geistigen Gesamthaltung einig, gehen die neuzeitlichen Literaturwissenschaftler doch mannigfach getrennte Wege. Aus der Fülle der „Richtungen" heben sich, soweit wir sehen, vier besonders beharrlich und mit Erfolg eingehaltene heraus: die im engeren Sinne geistesgeschichtliche; die ästhetisch-typologische; die ethnologisch-sozialpsychologische; schließlich die von diesen drei Richtungen sich besonders scharf abhebende, vornehmlich künstlerische „Schau".

*

Die Ahnherren der Richtung, die wir die eigentlich geistesgeschichtliche nennen möchten, sind Herder und Friedrich Schlegel, ihr Vater ist Wilhelm Dilthey. Sie will recht eigentlich Geschichte geben, Entwicklungsgeschichte, sie stellt ein Werk, einen Dichter, ein Problem, einen literarischen Zeit-

abschnitt in geschichtliche Zusammenhänge und setzt sie zu den geistigen Strömungen ihrer Zeit in Beziehung. Sofern also eine literarische Erscheinung Ergebnis oder Anlaß, Spiegelbild oder Widerspiel etwa philosophischer, religiöser, sozialer Bewegungen ist, werden folgerichtig auch diese berücksichtigt und ergründet. Ungers Werk „Hamann und die Aufklärung" (1911) beispielsweise stellt Hamann in die miteinander ringenden Strömungen des Rationalismus, des Pietismus und der Empfindsamkeit beziehungsreich hinein; Korffs „Geist der Goethezeit" gibt die ideengeschichtliche Entwicklung der Geistesepoche vom Sturm und Drang bis zur Romantik. Einen weiteren Ansatzpunkt bietet die problemgeschichtliche Betrachtungsweise: wie einzelne Dichter und ganze Zeiten zu Menschheitsfragen wie Liebe, Tod, oder zu soziologischen Gegebenheiten, wie Gesellschaft, Staat, standen, wird aufschlußreich untersucht. Hintergrund aber bleibt immer der Zeitgeist, vornehmlich aus ihm wird die Einzelgestalt abgeleitet, freilich nicht im Sinne der positivistischen „Milieutheorie", sondern auf dem Wege philosophischer und psychologischer Vertiefung. Einer Gefahr allerdings sind die derart gerichteten Forscher nicht durchweg entgangen: große Persönlichkeiten als allzu zeitgebunden aufzufassen, ihre Einmaligkeit und Einzigartigkeit, die eben vielfach nur aus ihnen selbst zu erklären ist, nicht genügend herausgehoben zu haben.

Legt die geistesgeschichtliche Betrachtungsweise fast allen Nachdruck auf den Gehalt literarischer Werke, betrachtet sie deren Form und Gestalt als ein durch den Inhalt bedingtes und ihm dienstbares Gefäß, so will die ästhetische Forschungsrichtung umgekehrt in der Form gerade das Ursprüngliche sehen, das seinerseits den Gehalt sich schafft. Der Stil einer Dichtung, eines Dichters, einer Zeit ist hier Ausgangspunkt, und die Zusammenschau wird hier verwirklicht, indem Stiltypen festgestellt werden und von ihnen auf Geistestypen geschlossen wird. So stellt Strich in seinem Werke „Deutsche Klassik und Romantik oder Vollendung und Unendlichkeit. Ein Vergleich" (1922) zwei Stiltypen einander schroff entgegen, die zugleich als geistige Grundtypen, ja letzten Endes als ewige Grundformen alles Menschlichen gefaßt und betrachtet werden. Die geschichtliche Klassik und Romantik treten hierbei in den Hintergrund, sie sind nur ein besonders ausgeprägter Einzelfall jener überzeitlichen Stil- und Geisteskategorien. Also eine Loslösung von der Geschichte und eine Anwendung kunstwissenschaftlicher Begriffe auf die Literaturwissenschaft. Die „wechselseitige Erhellung der Künste" ist denn auch der hauptsächliche methodische Gesichtspunkt dieser Richtung. Der ihn zuerst anwandte, Walzel, verbindet freilich mit der Kunstsystematik weit mehr die Entwicklungsgeschichte als Strich. Literaturgeschichte als Kunstgeschichte — der Standpunkt hat manche Frage nach Stil und Form der Dichtung fördernd erhellt, aber allen literarischen

Problemen kann er nicht gerecht werden. Schon um deswillen nicht, weil Literaturgeschichte und Geschichte der Dichtung als Kunst zweierlei ist; die Literaturgeschichte ist das weit Umfassendere. „Wie wenig von Luthers, Rousseaus oder Nietzsches literarischen Schöpfungen ist kunstgemäße Poesie, und doch wie viele eigentliche Dichter wiegen diese Schriftsteller an Bedeutung für die Literaturgeschichte auf!" (Unger.) Die Wahl der Methode wird hier zweckmäßig nach dem Gegenstande zu erfolgen haben; wird ein Goethe oder Kleist niemals durch die ästhetische Betrachtungsweise allein zu erfassen sein, so liegt das Werk etwa Mörikes oder Liliencrons ihrem Zugriff viel näher.

Kommt man von Strichs Literaturbetrachtung und wendet sich der von Sauer geforderten, von Nadler durchgeführten zu, so bedeutet das einen Sprung vom Übergeschichtlichen, Abstrakten auf festen, irdischen Boden. Im wahrsten Sinn aus dem Boden deutet Nadler das geistige Leben, aus seinen naturhaften Ursprüngen, aus der Stammes- und Landschaftszugehörigkeit seiner Träger. Dies der Grundbau von Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (2. Auflage 1923—27): es ist ungeschichtlich und führt zu Begriffsverwirrungen, von „deutscher Literaturgeschichte" schlechthin zu sprechen; vielmehr hat der geschichtliche Werdegang des deutschen Volkes zu einem geistigen Eigenleben der deutschen Stämme geführt; die westlichen „Altstämme" wurden die Erben des griechisch-römischen Geistes, deren Gipfelung die deutsche Klassik ist; die „Neustämme" auf ursprünglich zwar deutschem, dann aber slawischem und allmählich wieder eingedeutschtem ostelbischen Gebiet wurden Träger spezifisch germanischen, durch slawische Blutbeimischung eigentümlich gewandelten Geistes, und zwar in Mystik, Pietismus, Romantik; der zwischen Ost und West beziehungsreich mitteninne stehende bayerisch-österreichische Stamm verschmolz Antikes und Volkstümlich-Deutsches miteinander und fand den eigentümlichsten Ausdruck seines Geistes im Barock. Man sieht, auch Nadler gibt Zusammenschau und große Linie; sie wird, indem er nach Abstammung und Heimat der Träger des Schrifttums fragt, bestimmt von der Genealogie und Ethnologie, der Soziologie und Siedlungsgeschichte. Ungemeln urwüchsig, lebendig und erdhaft werden Dichter, Werke und Zeiten erfaßt. Lassen sich aber alle Probleme des Geistes als Probleme des Blutes erklären?

Wesensmäßig weitab von den bisher besprochenen Wegen führt die Art, literarische Erscheinungen zu sehen und darzustellen, die in Gundolfs Büchern („Goethe", „Kleist", „George" u. a.) und in Bertrams „Nietzsche" Gestalt geworden ist. Ist die Zusammenschau Ungers, Strichs, Nadlers bei aller Verschiedenheit doch gleichermaßen bemüht, den großen Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und Besonderen, dem Gesamt- und dem Einzelgeist zu überbrücken, so verzichten Gundolf und Bertram von vornherein darauf,

eine geistige Persönlichkeit oder Leistung von außerhalb liegenden Blickpunkten her zu deuten. Ihr Grundsatz ist vielmehr Einfühlung, fast mystisch liebevolle Versenkung in die von allem Gesamtgeist losgelöste Persönlichkeit; derart vermeinen sie zu innerer „Schau" gelangen und kraft ihrer das Erschaute nachschöpferisch darstellen zu können. Diese Einstellung findet ihre Vorläufer in manchen Romantikern, vor allem in Tiecks fast religiöser Shakespeare-Schau und -Verehrung, sie ist einem Ahnen- und Heroenkult verwandt und hat ihr neuzeitliches Vorbild in dem Meister dichterischer Wesensschau, Stefan George. Damit ist bereits angedeutet, daß eine derart gerichtete Tätigkeit nicht eigentlich wissenschaftlich, sondern im Grunde künstlerisch ist. Gewiß kann gerade der Literaturforscher mehr noch als jeder andere Geschichtsforscher einer gewissen intuitiven Einfühlung nicht entraten, und ebenso gewiß vermitteln besonders die Gundolfschen Gestaltenschauen manchen vertieften Einblick; aber wenn bewußt und absichtsvoll subjektive Um- und Ausdeutung an die Stelle objektiver Sachlichkeit gesetzt wird, muß die Literaturwissenschaft kritische Abwehrstellungen beziehen.

Es könnte über noch manch einen Weg berichtet werden, den die neuzeitliche deutsche Literaturwissenschaft geht. Doch zeigt — trotz mancher kritischen Einwände — das Besprochene schon zur Genüge, daß sie den Platz zu besetzen sich anschickt, auf dem wir sie gern sehen möchten: den Platz der Mittlerin, Statthalterin und Sachwalterin des deutschen Schrifttums.[1]

Dr. Fr. W. Neumann

„Meister der Musik"

Das Vorwort zu dem neuesten Heft der Deutschen Volksbibliographie „Meister der Musik" enthält zur Arbeit an den Sachverzeichnissen so wichtige Gesichtspunkte, daß wir es hier zum Abdruck bringen. Dabei sei besonders erwähnt, daß in der Ausgabe für die Leser das Vorwort in Inhalt und Form natürlich anders gehalten ist.

Das Gesicht der öffentlichen Bücherei ist nach vorwärts und nach rückwärts zugleich gerichtet. Die Bücherei hat die Aufgabe, den neuen drängenden Kräften des Lebens Gehör zu verschaffen, und sie hat ebenso die Aufgabe,

---

[1] Für die weitere Orientierung sei auf die sehr brauchbare kleine Schrift von Werner Mahrholz „Literargeschichte und Literarwissenschaft" (Mauritiusverlag, Berlin 1923, 214 Seiten) verwiesen, die in knapper, übersichtlicher Zusammenfassung die hier angedeuteten Entwicklungslinien beschreibt und durch die Beigabe einer Bibliographie und Zeittafel Wege zu weiterem Studium weist. Siehe ferner Rudolf Unger „Literaturgeschichte als Problemgeschichte", Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1924, 30 Seiten. Auch auf die Artikelreihe von Dr. Wilhelm Schuster „Neuere Arbeiten zur Literaturgeschichte" im 7. Jahrgang der Bücherei und Bildungspflege, Seite 8 ff., 86 ff., 417 ff., sei hingewiesen. D. S.

die großen Werke der bisherigen Kultur immer wieder in das Leben der Gegenwart hineinzustellen und vor Vergessenheit zu bewahren. Der ersten dieser beiden Aufgaben auf dem Gebiete der Kunst soll gedient werden durch ein in Kürze erscheinendes Verzeichnis: Die Kunst unserer Zeit, in dem die Stürmer und Dränger unserer Tage, in der Musik die Schönberg, Hindemith, Krenek usw. zu Worte kommen. Die zweite Aufgabe soll für das Gebiet der Musik das vorliegende Verzeichnis erfüllen. Die großen Musiker der Vergangenheit sind in Deutschland mehr als nur Meister ihres Faches, sie sind Repräsentanten deutschen Kunst- und Kulturwillens überhaupt. Der Glaube, daß Deutschland als Kulturnation eine Sendung in der Welt hat, gründet sich nicht zuletzt auf die Existenz und die Werke der großen deutschen Musiker der Vergangenheit. So treten sie auch im Bewußtsein der Nation aus dem Rahmen des Nur-Musikalischen heraus — ihre Person, ihre Lebensschicksale, ihr Ringen und Kämpfen, ihre Zeit und ihre Umwelt werden Gegenstand des Interesses. Sowenig die musikalische Kultur eines Volkes bei dieser persönlichen heroischen Betrachtungsweise stehenbleiben darf, so sehr ist sie doch neben anderer, insbesondere neben der rein musikalischen Betrachtungsweise berechtigt. Eben weil die großen Meister Erschütterer und Gestalter ihrer Zeit und damit auch Gestalter ihres Volkes sind, weit über das rein Musikalische hinaus.

Die Auffassung und Absicht, die dem Verzeichnis zugrunde liegt, bestimmt auch hier seine Grenzen und seine innere Gestaltung. Wir beschränken uns hier, wo es darum geht, in unserer eigenen Vergangenheit geistigen Lebensboden für unser Volk zu finden, auf die deutschen Meister, wir beschränken uns auf die großen Meister, die an der geistigen Gestalt des Deutschen entscheidend mitgewirkt haben und die der deutschen Musik Weltgeltung verschafft haben. Wir beschränken uns auf die großen Meister einer in ihrer Produktion abgeschlossenen, in ihren Werken aber noch weithin nachwirkenden Kulturepoche. Alle diese Beschränkung in diesem Verzeichnis bedeutet, wie schon am Beispiel des anderen, obengenannten Kunstkataloges klar wird, keine Beschränkung der öffentlichen Bücherei überhaupt. Wohl könnten wir für die einzelnen Kunst-, Kultur- und Wissensgebiete Universalverzeichnisse herausbringen, die „alles" enthalten, so wie in vergangenen Zeiten die öffentliche Bücherei sogar ihren ganzen Bestand in einem Universalkatalog zusammenfaßte. Aber Erfahrung hat uns gelehrt, daß in der Herausarbeitung mannigfacher Sonderverzeichnisse, von denen jedes nicht nur ein Literaturgebiet, sondern auch eine bestimmte Tendenz und Aufgabe klar herausstellt, eine besonders anziehende Kraft für die Leserschaft liegt.

Die Abgrenzung des Verzeichnisses ist auch bestimmend für den Umfang, in dem der einzelne Meister in dieser Übersicht vertreten ist. Entscheidend hierfür ist nicht die musikalische Bedeutung der hier Aufgenommenen,

sondern ihre Stellung im Gesamtkulturleben ihrer und auch noch unserer Zeit. Je stärker ein Künstler die Phantasie von Mit- und Nachwelt beschäftigt, um so zahlreicher werden auch die Bücher sein, die sich mit seiner Person, seinem Leben, seiner Sendung, seiner kultur- und nationalpolitischen Bedeutung beschäftigen. So kommt es z. B., daß Richard Wagner in diesem Verzeichnis viel stärker vertreten ist als die anderen Meister vor und nach ihm, stärker selbst als Bach, Mozart und Beethoven. Daß damit weder über den einen noch über die andern ein Werturteil gefällt werden soll, insbesondere nicht ein Urteil über den künstlerischen Wert ihres Werkes, versteht sich zwar bei der Aufgabe dieses Verzeichnisses von selbst, sei aber noch einmal ausdrücklich hervorgehoben.

*

Auch die Anordnung des Stoffes innerhalb des Verzeichnisses ist durch seine Absicht bestimmt. Die ersten großen Ordnungseinheiten sind hier nicht musikgeschichtliche Perioden oder die Gebiete des musikalischen Schaffens, sondern eben die Meister selbst. Und so, wie sie nacheinander in das Licht der Geschichte getreten sind und zu der Herausarbeitung des deutschen Gesichtes beigetragen haben, so sind sie auch, chronologisch, im Verzeichnis aufgeführt. Innerhalb der großen, durch die einzelnen Künstlernamen gebildeten Abschnitte geht dann die Linie vom Menschlich-Persönlichen zum Künstlerisch-Sachlichen. Jeweils an der Spitze stehen, sofern solches Material vorhanden ist, die Erinnerungen von Zeitgenossen, die den ganzen Reiz persönlichen Erlebens tragen. An dieses dokumentarische Material schließen sich Briefe und Briefwechsel, in denen das Menschlich-Persönliche gleichfalls einen unmittelbaren Ausdruck findet. Es folgen die Lebensbilder, die ganz noch den menschlichen Gehalt und das menschliche Schicksal der großen Meister zur Darstellung bringen, wie im Abschnitt Beethoven Rollands Ludwig van Beethoven. Hieran schließen sich dann die eigentlichen Biographien, auch die biographischen Skizzen, von den einfacheren Schriften bis zu den größeren, gewichtigeren Darstellungen. Sofern solche Werke vorhanden sind, schließt diesen Abschnitt eines der monumentalen Werke der musikgeschichtlichen Personenforschung ab. Von hier aus wendet sich das Verzeichnis dann in jedem Abschnitt zu dem Werke des betreffenden Künstlers: Gesamtbilder seines Schaffens, seiner geistigen und künstlerischen Art leiten diesen Teil ein, Untersuchungen einzelner Form- und Stilprobleme folgen, bis schließlich die Schriften kommen, in denen das Schaffen des betreffenden Künstlers auf den einzelnen Gebieten der Musik: Vokalmusik, Instrumentalmusik, Sonate, Oper usw. verfolgt wird. Als Anhang folgen schließlich die bibliographischen thematischen Verzeichnisse der Werke und diese selbst, soweit sie in Buchform erschienen sind.

Über die Auswahl der Bücher ist das Folgende zu sagen. Auf dem Gebiet der Musik ist die Grenze zwischen der Welt der Fachleute und der Welt der Laien, die nur den wesentlichen geistigen Gehalt der betreffenden Fach- und Kulturgebiete erfassen wollen, fließender als auf irgendeinem andern der großen Kulturgebiete. Tieferes Verständnis der Musik ist ohne reproduktive Aktivität nicht möglich, der Laie wird zum Dilettanten im vornehmen Goetheschen Sinne, und der Dilettant wird hier oft so tief in die Geheimnisse der eigentlichen Fachkunde hineingelockt, daß die Grenze zwischen Laien und Fachmann kaum noch zu ziehen ist. Das bedingt auch die Auswahl der Bücher in unserem Verzeichnis. Mit einer ganzen Anzahl von Werken haben wir ohne Zweifel den Bereich des fachmännischen Interesses an der Musik betreten, eben weil die Laienleser der öffentlichen Bücherei selbst in diesen Bereich eines fachlich vertieften Studiums nicht allzuselten eindringen. Trotzdem will das Verzeichnis kein bibliographisches Hilfsmittel für den Fachmusiker oder den musikwissenschaftlichen Fachmann sein. Von seiner Seite aus gesehen, befinden sich, besonders unter den einführenden Schriften, sicher manche im Bestand, die er in seine Bücherei kaum einstellen würde, und vieles, was zu seinem musikgeschichtlichen und musikwissenschaftlichen Handwerkszeug gehört, fehlt in unserer Zusammenstellung. Es handelt sich eben nur um eine Grenzüberschreitung von der Laienwelt zur Fachwelt, nicht von der Fachwelt zur Laienwelt.

Bei der Auswahl innerhalb der angegebenen Grenzen lag dem Bearbeiter ob, alle wesentlichen Schriften ausfindig zu machen und Veraltetes und Schwaches zugunsten des Neueren und Kräftigeren zurückzustellen. Eine vollständige Bibliographie der Literatur über die einzelnen Meister anzulegen, war nicht die Aufgabe, auch nicht innerhalb der hier gesteckten Grenzen. Charakter, nicht Vollständigkeit ist das Entscheidende der Verzeichnisse der öffentlichen Bücherei. Das vorliegende Verzeichnis gilt, wie alle Fachverzeichnisse der Deutschen Volksbibliographie, für die große deutsche öffentliche Bücherei. Kleinere Anstalten, die den Katalog als beratendes Hilfsmittel benutzen, müssen daraus eine entsprechende Auswahl treffen. Die den einzelnen Buchtiteln beigegebenen Charakteristiken werden dieses Geschäft erleichtern. Außerdem werden Zusammenstellungen für verschiedene Größentypen, ähnlich wie bei den letzterschienenen Heften der Deutschen Volksbibliographie, in den „Heften für Büchereiwesen" erscheinen oder auf Wunsch durch die Beratungsabteilung der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen für die besonderen Fälle angefertigt.

Die Bearbeitung des Verzeichnisses, im Rahmen des Gesamtplanes der Deutschen Volksbibliographie, lag in den Händen von Dr. Konrad Ameln, Mitarbeiter der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und Herausgeber der „Singgemeinde".

Bücherkunde

Joseph Conrad [1]

I. Leben

Der im August 1924 gestorbene englische Schriftsteller Joseph Conrad ist seinem Leben und seinem Schaffen nach einer der eigenartigsten und bedeutendsten Repräsentanten englischen, ja europäischen Lebens und Wesens. Sein Ruhm, im westeuropäischen Ausland seit Jahren verbreitet, fand nach seinem Tode ein sichtbares Zeichen, indem die englische Nation ihn, den Fremdgebürtigen, neben ihren größten Toten in der Westminsterabtei beisetzen ließ. Joseph Conrad, Sohn einer vornehmen polnischen Familie Korzeniowski (geb. am 6. Dezember 1857), wuchs in einer klassisch gebildeten, humanistischen Atmosphäre auf, frühzeitig vor allem mit französischer Sprache und Kultur vertraut. Entgegen diesen Traditionen erfüllte den jungen Menschen eine brennende Sehnsucht, Seemann zu werden. So stark die Familie diesen Wünschen auch widersprach, schließlich setzte er seinen Willen durch. Siebzehnjährig ging er nach Frankreich. In Marseille, angesichts des Meeres und des Hafens, „öffnete der junge Hund die Augen". Er ließ sich als Schiffsjunge anheuern. Nach langen Fahrten landete er, im Mai 1878, zum ersten Male auf englischem Boden, der Sprache noch unkundig, in der er später ein Meister werden sollte. Er trat in englische Schiffsdienste über und befuhr, rasch aufsteigend zum Offizier, weiterhin das Meer. Damals begannen die ausgedehnten Fahrten nach den östlichen Küsten, den fernen Zonen der Südsee und der malaiischen Inseln. 1894 verließ er, nach zwanzig Jahren strengen Seelebens, den Schiffsdienst. Er begann zu schreiben. Seine erste Erzählung — Almayers Traum — ließ das englische Publikum aufhorchen. Er war mit einem Schlage ein bekannter und beliebter Schriftsteller. Sein persönliches Leben blieb davon unberührt. Mit seiner Familie lebte er zumeist still auf dem Lande, weit entrückt von der so geliebten und auch gehaßten See. Enge Freundschaft verband ihn mit Männern wie Eduard Garnett und John Galsworthy. Seine Werke umfassen mehr als achtzehn Bände, alles Erzählungen, autobiographische Skizzen und große,

[1] Mit dieser ausführlicheren Darstellung der Werke J. Conrads soll nicht der Anspruch erhoben werden, eine allseitig befriedigende Form der Sammelbesprechung oder Gesamtwürdigung eines Dichters gefunden zu haben. Wir glauben aber, daß dennoch den Lesern der „Hefte" diese eingehende Betrachtung des jetzt vielgenannten Schriftstellers willkommen ist.
Die Schriftleitung

bedeutende Romane, davon ein Teil nunmehr bei S. Fischer-Berlin ins Deutsche übertragen ist. Außer den Werken, die im folgenden besprochen sind, bereitet dieser Verlag die Veröffentlichung weiterer Bände vor.[1]

II. Werke

1. Der Nigger vom „Narzissus". Roman. 1927. 220 Seiten. Preis 3.— M.

Dieser Roman — 1897 erschienen — fällt in die Frühzeit von Conrads literarischem Schaffen. In einer autobiographischen Einleitung, die leider bei der deutschen Ausgabe fortblieb, führt der Dichter die Entstehung seiner Geschichte auf wirkliches Erleben zurück. In der Tat, hier wie in den anderen Werken Conrads kann man die lebendige Atmosphäre der Wirklichkeit verspüren, den frischen Hauch des Selbsterlebten. Ungebrochen, stark und rein hat dieser Lebensatem seinen Niederschlag finden können, einen Niederschlag, der zugleich die Disziplin und Kunst des geborenen Erzählers aufweist. Die „Technik" dieses Romans ist — im Gegensatz zu den meisten späteren Werken — durchaus einfach: die direkte und fortlaufende Erzählung. Immerhin wirkt es eigenartig und suggestiv, daß zuweilen der Erzähler zwar nicht selbst hervortritt, aber doch von sich aus berichtet, also als unmittelbarer Zeuge des Geschehens die Erlebnisse der Seefahrt mehr oder minder aktiv, als Kamerad unter Kameraden, als Zugehöriger der Schiffsbesatzung selbst erlebt hat. Denn Erlebnisse einfacher Menschen, des Seevolkes, der Matrosen, wie sie zahlreich und uns bekannt tagtäglich ihren schweren Dienst stumm und treu auf den Schiffen erfüllen, geprüft oft auf Mark und Knochen von ihrer Herrin, der unerbittlichen See, Erlebnisse der mit ihrer Hände Kraft mühsam und hart arbeitenden Menschen, sie werden erzählt, sie bleiben der eigentliche Grund und Hintergrund von Conrads ganzem Werk.

Die Geschichte der Brigg Narzissus, d. h. die Geschichte einer ihrer Seefahrten, scheint in sich einfach zu sein: eine Fahrt von Bombay um das afrikanische Sturmkap herum nach England, eine Fahrt, wie immer heimgesucht von schwerem Sturm und tödlicher Windstille, eine Fahrt, ähnlich und gleich den zahllosen Fahrten und Erlebnissen, die ein Segelschiff der britischen Handelsflotte durchmacht. Das Außergewöhnliche aber dieser einen Fahrt, ihr „Gesicht", ist die Anwesenheit eines todkranken hünenhaften Niggers auf dem Schiff. Bis ans Ende bleibt dieser schwarze Gigant der geheimnisvolle Mittelpunkt des Schiffes. Die Liebe seiner weißen Kameraden trägt ihn, obgleich er sie tyrannisiert, keine Arbeit anrührt, sich wie ein Kind pflegen läßt. Warum? Wird er sterben? Drückt er sich nur? Wir wissen es nicht. Doch spüren wir bald, und es steigert unsere Liebe zu Jimmy, daß er unwiderruflich dem Tode verfällt. Erschütternd und kläglich zugleich ist sein Sterben, von dem er weiß, mit Grauen weiß, ein Hilfloser, ein Schatten vor dem ungeheuren Abgrund. Erschütternd und kläglich zugleich das Verhalten seiner Kameraden, die mit ihm und um ihn in fast krankhafte Erregung und Reizbarkeit, ja Empörung gegen die Dienstpflicht sich steigern, mit ihm einen Sturm erleben, der sie hart an den Rand des Todes bringt, sie alle umschmilzt zu einem angstgeschüttelten und fast vernichteten Häuflein. Kläglich und doch erschütternd ihr Wiederaufleben, das Ende ihrer Fahrt, nachdem sie den schwarzen Kameraden, der sich so bitterlich gegen sein Sterbenmüssen gewehrt, in die See versenkt:

[1] Bereits 1908 hatte der Verlag Albert Langen — ohne Erfolg — einige Bücher herausgegeben. — Soeben sind Conrads „Lebenserinnerungen" übersetzt bei S. Fischer erschienen (218 Seiten. Preis 3·50 M.). Grad als ob er eine seiner langen Einleitungen zu einem Roman schriebe, erzählt hier Conrad in chronologischer Unbekümmertheit von den wichtigsten Begebenheiten seiner Jugend- und Seemannszeit und von der Entstehung seines ersten Romanes (Almayers Traum). Wir werden auf die „Erinnerungen", die nach den Dichtungen des Autors gelesen sein wollen, noch einmal zurückkommen. Die Schriftleitung

in London angelangt, ausgeschifft, ausgezahlt, tauchen sie lärmend, unentschlossen in die große Stadt, wie der Erzähler Conrad zum Schlusse bemerkt, „von den Wogen des Lebens, der Stadt wie von Brachseen unerbittlich, grausam und hart umtönt, wie Wesen anderer Art — verloren, einsam, gerichtet; Schiffbrüchige schienen sie, sorglose, lustige Schiffbrüchige, verrückte Schiffbrüchige, die sich auf der unsicheren Kante einer verräterischen Klippe im Sturm vergnügen".

✶

Man wird hier schon bemerken, daß diese „Seegeschichte" keiner jener an Spannung und Erleben überreichen und doch bei aller Abenteuerlichkeit unproblematischen Erzählungen eines Marryat, Nylander oder Jack London gleicht. Die Geschichte als Ganzes mutet eher wie eine seltsame Vision an, die plötzlich erscheint, plötzlich verschwindet, in deren eigenem Licht Dinge und Gestalten fast unmerklich klar, nah und Herz und Sinnen begreifbar erscheinen. Es ist nichts Besonderes, was wir sehen: Schiffsvolk in Not und Freude, in der stummen Pflicht täglicher Arbeit. Die Schicksale des Niggers sind nur scheinbarer Mittelpunkt: da stehen die anderen alle, der schweigende, weißhaarige Matrose Singleton, der Schuft Donkin, der erste Offizier Baker, der schneidige, junge zweite, der unerschütterliche Kapitän. Um es mit einem modernen Schlagwort zu benennen (das zwar wie alle Schlagworte nicht ins Schwarze trifft): das Kollektive ist gemeint, der Zusammenhalt einfacher, treuer Menschen, die Besatzung. „Lebt wohl, Brüder! Ihr wart eine gute Besatzung" — so schließt der Erzähler.

Und doch ist noch mehr gemeint. Das Wesentliche jener Menschen, das Wesen ihres Lebens soll geschaut werden: die Männlichkeit und Menschlichkeit solcher Schicksalsgemeinschaften, die Erprobungen ihrer Kräfte und Gesinnungen, das Notwendige, Unabänderliche ihres einfachen, nüchternen, unpathetisch-heroischen Lebens. Conrads Liebe zum Seeleben, als die Triebfeder dieses und jeglichen Erzählens, begreift und will uns verständlich machen jene durchaus unromantische und doch den tieferen Gründen des Lebens verhaftete Daseinsweise, unruhvoll-ruhig, gefährdet zu jeder Zeit, und darum sorglos, kindlich, unverdorben, jene Daseinsweise, die wie das Meer Freiheit, Einsamkeit und Größe in sich birgt und dem Seemann das eigentliche, das echte Leben zu sein scheint.

✶

Was aber kann das uns bedeuten? Was geht uns die See an, die britische Handelsschiffahrt? Was uns das Sterben eines Niggers auf einer Segelbrigg? Dem Stoff und der Sache nach in der Tat wenig. Aber Conrad kann nicht rein stofflich gelesen werden. Es ist zu einfach, ihn als Verfasser von See- und Abenteuergeschichten zu rubrizieren. Die Hintergründe des Erzählten müssen mitgeschaut werden. Man muß versuchen, den „Sinn" zu begreifen. Aber wo immer unbefangen gelesen wird, wird eben dieser Sinn unbewußt und instinktiv die Menschen erfassen. Niemand (nur der ganz Oberflächliche und ganz Jugendliche) wird sich dieser fest zupackenden Hand entziehen können, dieser gebieterischen Gebärde, mit der er auf das Leben hinweist, das wirkliche, harte Leben, darin mit Händen gearbeitet wird und die Träume nur zage keimen. Auch der geistige Mensch wird gezwungen sein, dem geistigen Phänomen Conrads, das in unserer Erzählung noch schwach, in späteren immer sichtbarer hervortritt, gerecht zu werden, d. h. es nicht einfach als gut und richtig hinzunehmen, sondern seine Eigenart, Gefährdetheit und Problematik zu erkennen. Jedes Buch dieses Rast- und Heimatlosen, das unverwischbare Odium seines Charakters aufweisend, tritt fast wie eine Aufgabe vor uns, die Herz und Geist zu lösen hat. Man wird nicht, wenigstens von deutscher Geistigkeit her, sagen können, daß diese Lösung immer zugunsten des Verfassers ausfällt. Auch im vorliegenden Buche widerstrebe ich jenem subjektiven und

fatalistischen Individualismus, der gemischt mit Bitterkeit und Pessimismus so stark des versöhnenden Hauches einfachen und gläubigen Vertrauens entbehrt. Doch wird deutlich, daß dies Widerstreben durchaus fruchtbar geschieht, weil einem wirklichen, ganzen und erprobten Menschen gegenüber. Zugleich auch — und dies ist nicht unwichtig — einem dichterisch befähigten Menschen, dessen Stimme zu hören sich lohnt.

2. Lord Jim. Roman. 1927. 438 Seiten. Preis 5.— M.

Der 1900 veröffentlichte Roman weist schon stärker die merkwürdige Eigenart Conrads auf, das Wesen eines Menschen enthüllen zu wollen, hinter der Oberfläche, der Maske das eigentliche Antlitz zu sehen. Stärker auch schon die Eigenschaft des suggestiven Erzählers, uns selbst, die Zuhörer, mitforschen, mitgraben zu lassen an der Aufdeckung des unbekannten Geheimnisses, des eigentlichen Zieles seiner Geschichte. Es ergibt sich daraus jene äußerlich etwas schwierigere, innerlich um so bannendere Technik vielfacher Perspektive: von den verschiedensten Punkten aus baut sich die Gestalt der Geschichte auf, als einfacher Bericht erzählt, als Selbstbeichte der Hauptperson, aber nicht unmittelbar wiedergegeben, sondern durch den Erzähler, Marlow, diese im Werke Conrads immer wiederkehrende sympathische Seemannsfigur, sein alter ego, der die Kunst des Erzählens gut versteht, in immer neuer Beleuchtung, mit immer neuen Zeugnissen auch anderer Augenzeugen das Leben und den Werdegang, hier Untergang seines Helden vor uns auftauchen zu lassen.

Der Kern der Geschichte übrigens gleichfalls aus einer wirklichen Situation entstanden, einer Ursituation, deren Veränderung, Vertiefung, Ausbreitung in der vorliegenden Erzählung ein Schlaglicht auf Conrads Erfindungsgabe und eigentliches Schriftstellertalent wirft) läßt sich kurz wiedergeben: Ein junger, tüchtiger Seeoffizier verläßt mit dem Kapitän und zwei anderen Weißen gegen Ehre und Pflicht im Augenblick höchster Gefahr ein Schiff, das mosleminische Pilger an Bord führt. Das Schiff wird wider alles Erwarten gerettet. Der schurkische Kapitän entzieht sich mit seinen beiden Spießgesellen der Anklage des Seegerichts. Nur Jim, so heißt der junge Offizier dort im Osten, weicht der Verantwortung nicht aus. Er verliert sein Offiziersdiplom. Ein unstetes Leben beginnt. Der im Grunde charaktervolle, ja von überspanntem Ehr- und Feingefühl beseelte junge Mann vermag seine „Schande" kaum zu überwinden. Die Geschichte seines Schiffes verfolgt ihn überall und vertreibt ihn schließlich aus der Welt. Im Urwald, auf einer Insel, mitten unter Eingeborenen baut er sich ein neues Leben auf. Er gewinnt das Vertrauen der andersrassigen Menschen und wird durch Glück, Zufall, oder wie immer man das Geschick benennen möge, und durch seine unbedingte Güte, Gerechtigkeit und furchtlose Tapferkeit zum Führer und Herrscher des wilden Volksstammes, fortan Tuan Jim, d. i. Lord Jim, genannt. Fast scheint er Sieger des Schicksals geworden zu sein. Aber abenteuernde Weiße, die in seine weitentlegene Kolonie plündernd und brandschatzend einfallen wollen, werden ihm zum tödlichen Verhängnis: in unabwendbarer Verwicklung des Geschehens verliert er durch blutigen Verrat dieser Weißen das Vertrauen seines Volkes und endet, mit dem Tode büßend, sein junges, schwer geprüftes, zum Schluß mehr als wundersam entwickeltes, fast alle Träume übersteigerndes Leben.

*

Wie bei den meisten bedeutenden Erzählungen erscheint Stoff und Materie der Geschichte fast nichts, Ausführung, Darstellung der Fabel alles. Zwar ist damit nicht die — hier schon kompliziertere — Technik des Erzählens gemeint, wie ich sie oben beschrieb. Das Wichtige ist ein verborgenes Etwas: der bannende Zauber wirklicher Bilder, der Durchbruch des Lebendigen durch alle Schalen und Hüllen, die unser Leben verbergen. Der Dichter Conrad, hier wie immer, versucht hineinzudringen, hinein in die eigene Tiefe und in die fremde des anderen, des Nebenmenschen, des Kameraden, des Du. „Er ist einer von uns" — sagt Marlow, aus der schweigsamen Verbundenheit von Männern, die wir Kameradschaft zu

nennen gewohnt sind, die wir tiefer reine und echte Menschlichkeit nennen mögen. Er ist einem Menschen begegnet, einem einfachen, durchaus nicht außergewöhnlichen Menschen. Doch an diesem Menschen vollzieht sich ein Schicksal und offenbart die verborgene Tiefe, die „Möglichkeiten", zu denen auch er, wie wir alle, angelegt ist. Dennoch bleibt der letzte Sinn auch dieses Lebens unenthüllt. „Er geht dahin unter einer Wolke, unergründlich im Herzen, vergessen, ohne Vergebung und außerordentlich romantisch" — keine „faustische Tragödie", mitnichten, sondern das einfache, wahre Leben, Schuld, Mühsal, Glück, Tod. Wir ahnen auch die innere Triebfeder, die dies Schicksal entfesselte: ein unstillbares Ehrgefühl, unstillbare Sehnsucht, „Romantik". Und das ist genug, um erschüttert die Nähe eines lebendigen Wesens auch nur für einen Augenblick empfunden zu haben.

Sprache und Darstellung, in Zucht gehalten und gekonnt, atmen zugleich die Glut tropischer Landschaft, das Heiße, Verwirrende südlicher Sonne. Der Zauber des Ostens erfüllt die Erzählung und bestrickt den Erzähler wie seine Zuhörer.

3. Jugend. Drei Erzählungen: Jugend. Das Herz der Finsternis. Das Ende vom Lied. 1926. 362 Seiten. Preis 4.—M.

Der Band umfaßt drei in sich verschiedene und doch aus gleicher Grundschicht konzipierte Erzählungen: Geschichten, die mit der Novelle das einmalige Motiv, den inneren Kristallisationspunkt, mit dem Roman das Breite, Weite, Abenteuerlich-Bunte teilen; Geschichten, in denen sich Conrads Darstellungskunst beweist, seine wie zufällig wirkende, Herz und Geist fast atemlos spannende Sprache und Erzählungskunst. Jugend, Mannestum und Alter ergeben die innere Ordnung und Reihenfolge.

Jugend, die in England mit Grund beliebteste Erzählung, ein hohes Lied der Jugend, der begeisterungsfähigen, furchtlosen und hingebenden Jugend, bezeugt Conrads Dichtergabe. In Form und Sprache gelockerter, empfängt sie ungehemmt jenen Rausch und Hauch des fernen Ostens, atmet sie den Glanz und Zauber des südlichen Meeres so stark und ungetrübt, wie es nur ein empfängliches Herz, eine weltoffene, freie, jugendliche Brust in sich aufnehmen kann.

Der Inhalt dieser „erzählten" Erzählung — das Abenteuer einer ersten Schiffahrt nach dem Osten, Sturm, Havarie, Meuterung, Schiffsbrand auf offenem Meer und die Fahrt der Schiffbrüchigen in drei Booten hin zu jener ersehnten, unbekannten östlichen Küste — dieser Inhalt tritt uns wie ein Märchen und doch nüchtern, realistisch entgegen. Untergrund des Erlebnisses auch hier: die Erprobung des jugendlichen Menschen, der in den harten Schlägen, die ihm die See austeilt, zum Manne heranreift und seiner Kraft und Freiheit sich glückhaft bewußt wird. Das Erlebnis der Jugend leuchtet in der Erinnerung des alternden Mannes noch einmal stark und bezaubernd auf. Conrad hat hier aus dem reichen Vorrat seiner Eindrücke, Beobachtungen und Erfahrungen ein einzelnes, an sich einfaches, in der Entfaltung wunderbar buntes Erlebnis geschöpft, das mit dem Reiz des persönlichen Bekenntnisses, mit der wehmutsvollen Kraft der gereiften Reflexion, die es erzählt, wohl jedem Menschen ein beglückendes Gefühl hinterläßt, den Eindruck der echten, unvergänglichen Jugend.

Das Herz der Finsternis. Eine betäubende Geschichte, erfüllt von dem heißen Atem der Tropen. Dort, wo das „Herz der Finsternis", des Urwaldes wie rasend klopft, werden die untersten Triebe des Menschen geweckt und zu einem wildtaumelnden Leben aufgepeitscht. In erregender Darstellung des fieberhaften Urwaldlebens läßt Conrad uns zugleich in Untiefen menschlichen Daseins blicken. Der Frevel und Widersinn der europäischen Ausbeuterei und „Kolonisation" in dem dunkelsten Afrika erfährt seine scharfe und gerechte Geißelung. Auch diese Geschichte erweist, abgesehen von dem schwachen, weil allzu absichtsvollen Schluß und trotz ihrer fast beängstigenden Realistik, die Meisterschaft Conradscher Darstellungskraft.

Das Ende vom Lied. Nicht nur Anfang, auch Ende des immer bewegten, immer gefahrvollen Seelebens weiß Conrad zu schildern. „Das Ende vom Lied" — meistens weniger

fröhlich und hochgemut. Hier in unserer Geschichte ist es die letzte Fahrt eines erblindeten Kapitäns auf einem erbärmlichen Küstendampfer des Ostens. Wie diese greise Gestalt gezeichnet ist in ihren stummen, kühnen, aus der Not geborenen Handlungen, ergreift uns und stellt sich uns als eine der seltenen Inventionen des Dichters dar, die unmittelbar, weil ganz wirklich, ans Innerste rühren. Menschliche Treue, schlichteste Pflichterfüllung gewinnen in dieser das Mythische streifenden Gestalt wesenhafte Bedeutung. Dazu kommt — bei Conrad wie selbstverständlich — eine scharfe, plastische Schilderung der realen Begebnisse und Umstände: des östlichen Hafens, der eintönigen Dampferfahrt, der tropischen Farm. Jede Figur ist typisch bis in das Äußerlichste gesehen und gezeichnet. Ein fast visionäres Szenarium, dessen Sinn am stärksten sichtbar wird in seiner einfältigen und ehrwürdigen Hauptgestalt. Kapitän Whalleys Untergang, im antiken Sinne tragisch, bleibt unserem Gedächtnis unverlierbar als tröstendes und erhebendes Symbol schlichter Aufopferung und vornehmer Gesinnung. So eignet dieser einfachen Geschichte Fülle und Dichte, ein ganzes Menschenleben in nuce, in der Nußschale des einen Augenblickes, des Endes, des Unterganges.

4. Die Schattenlinie. Eine Beichte. 1926. 182 Seiten. Preis 3.— M.

Jedermann überschreitet einmal die Schattenlinie, die Jugend und Mannesalter trennt. Davon erzählt die an äußerer Handlung arme, an innerem Erleben und seelischer Situation um so erfülltere Geschichte. Das Umherirren eines Schiffes in den südlichen Gewässern, von deren Gifthauch die gesamte Mannschaft getroffen, erlebt ein junger Offizier, dem dieses Schiff unerwartet als erstes Kommando zugefallen war. Welche seelische Probe er durchmacht, inmitten bleierner Windstille, tage- und nächtelang Führer eines fast verlorenen Schiffes, bedroht von Element und Spuk, wird als sein eigener Bericht, seine Tagebuchbeichte atemlos spannend erzählt. Aus dem Schatten seiner Bemannung ragen zwei Gestalten gespenstisch und ergreifend: Herr Burns, der erste Steuermann, todkrank, dennoch unermüdlich im Kampf gegen einen unsichtbaren Feind, den früheren Kapitän, der noch als Toter und Geist dem Schiffe übelwolle, dessen heimtückisches Werk diese gifterfüllte Flaute sei. Und Ransome, der herzkranke Steward, der einzige außer dem Kapitän, der sich frei hielt vom Fieber, unermüdlich in seiner ruhigen, vorsichtigen, hingebenden Arbeit. Unvergeßlich bleibt das Bild der endlichen Heimfahrt des Schiffes in den Hafen: Burns, mit schneeweißen Händen, sitzt wie ein Gespenst am Steuer; der Kapitän mit Ransome bedient allein die Takelung.

Symbol und volle Wirklichkeit verschmelzen hier in eins. Menschenleben in der Verkettung mit dem elementarischen Getriebe — das spezifische Thema Conrads, hier erhöht oder vertieft durch die Besonderheit der „Probe", das Überschreiten der Grenze, der Schattenlinie. Das Meer in seiner tückischen Stille erscheint gleich der menschlichen Seele als „calme plat, grand miroir de mon désespoir" (Baudelaire). Dennoch ist das Fazit nicht Resignation, nicht Müdigkeit. Nach dieser verzweifelten Probe wird keinen Augenblick gezögert, erneut dem Leben die Stirne zu bieten. Das erst zeigt, daß die Prüfung bestanden, der Charakter gefestigt worden. Zugleich darf als „Lehre" die Gestalt des Ransome vor uns stehen, der sein krankes Herz, die tägliche Bedrohung des Lebens, mit „Bewußtsein in seiner treuen Brust trug". Auch uns gilt dieses Wissen täglichen Todes und diese treue, mutvolle Haltung, demütig und tapfer zugleich. Hier zwischen den Zeilen leuchtet der verborgene Sinn unserer Erzählung auf, der Sinn und die Gesinnung eines aufrechten und aufrichtigen Mannes.

5. Der Geheimagent. Roman. 1926. 382 Seiten. Preis 5.— M.

Unverkennbar ist die Größe und Wucht dieses realistisch-politischen Romans: ein düsteres, zuweilen grauenhaftes Gemälde, in besonderem Sinne ein Zeitroman und zugleich

mehr als dies, Abbild der nächtlichen und dämonischen Seite unseres scheinbar geruhigen und gesicherten Alltags, unserer ehrenwerten europäischen Zivilisation. Man wird an Dickens erinnert, nur daß der Nachfolger ungleich bitterer, düsterer und abgründiger sieht. Man denkt auch an Dostojewski, nur daß dieser um einen anderen Mittelpunkt sich bewegt, den der religiösen Seele, den des ringenden Geistes.

Das Motiv, ein politisches, enthüllt Conrads echt englische, typisch westliche Gesinnung, den Haß gegen das chaotische und barbarische Asien, gegen den zaristischen (heute bolschewistischen) Seelen- und Menschendespotismus. Da ist ein zaristischer Diplomat, „ein hyperboreisches Schwein", wie er stark und rücksichtslos im Sinne des Autors genannt wird. In einer Unterredung mit dem „Geheimagenten", Herrn Verloc, dem von der russischen Gesandtschaft bezahlten Spitzel, versteigt er sich nach beleidigenden Demütigungen, die er dem im Grunde echt bourgeoisen „Anarchisten" macht, zu Drohungen und Forderungen, man müsse „die lächerliche, gefühlsduselige englische Rücksichtnahme auf persönliche Freiheit" einmal vor rüde Tatsachen stellen und zu diesem Zwecke ein Bombenattentat anzetteln. Worauf? Auf — Greenwich, auf die Sternwarte! „Da ist nun die Bildung, die Wissenschaft. Jeder Dummkopf glaubt an ihre Bedeutung. Die ganze Selbstsucht der Klasse, auf die es ankommt, wird wachgerufen werden. Sie glauben daran, daß in irgendeiner geheimnisvollen Weise die Wissenschaft die Quelle ihres Wohlstandes ist . . . Mord ist uns vertraut, er ist sozusagen eine feststehende Einrichtung . . . Was denken Sie davon, die Astronomie anzupacken? Packen Sie den ersten Meridian!" Verloc, der sozialistische Spitzel, Inhaber eines zweifelhaften Lädchens in Soho, begabt mit einer überaus starken Trägheit, die ihn vor jeder aufreibenden Arbeit schützt, Verloc, seit Jahren mit einer Frau verheiratet, die außer ihrer geringen Einrichtung noch ihre alte Mutter und ihren armen, halbidiotischen Bruder ihm als „Mitgift" zubrachte, eben dieser mit rationalistischer Schärfe, wie sie Dickens so wunderbar eigen, gezeichnete Gentleman ist nach Jahren geruhigen und erfolgreichen Lebens durch dieses Ereignis bis auf den Kern erschüttert. Und es beginnt seine Tragödie. Wirklich versucht er, den wahnsinnigen Vorschlag in die Tat umzusetzen. Als Werkzeug bedient er sich des armen Burschen, dessen einfaches Herz durch nichts als die Vorstellung schuldlosen Leides empört werden kann, der von seiner älteren Schwester (Verlocs Frau) mütterlich, ja abgöttisch geliebt wird. Der schreckliche Zufall bringt es, daß der Junge von der Bombe zerrissen wird. Schlag auf Schlag folgt. Der Wirrwarr der polizeilichen Verfolgungen, Verlocs Ermordung durch die Hand seiner Gattin, das verzweifelte Ende dieser armen, verwirrten Mörderin — das ist eine Szenenfolge nicht nur der erschütterndsten Bilder, düsterer und schreckhafter, die sich der Seele unauslöschbar einprägen, hier wird im besonderen ein tief menschliches Recht vertreten gegen die unpersönlichen Mächte und Ideen, die Parteien und Parteiziele, die Staat, Wirtschaft, Beruf in unserer Gegenwart so dämonisch über das einfache, schlichte Menschenleben regieren lassen.

Der Roman bringt in seinem kriminellen Motiv Schichten des sozialen Lebens zutage, unterirdische Schichten, die gleichsam das Fundament des künstlichen und blendenden Baues unserer Zivilisation bilden. Das Problematische der Sicherheitsmaßnahmen der bürgerlichen, d. h. kapitalistischen Klasse, der Klasse, „auf die es ankommt", die in ihrer Ordnung im Grund das fürchterlichste Chaos darstellt, die Bedrohung des unschuldigen Einzelnen zugunsten der Fiktion einer „Gesellschaft", eines Standes, wird hier mit unheimlich scharfer Beleuchtung bloßgestellt. Der besondere Ernst, die soziologische Verantwortlichkeit des typischen Individualisten, der mit bitterem Hohn die Egoismen aller Gruppen zu durchschauen gelernt, spricht aus diesem politisch-antipolitischen Bekenntnisse Conrads. Menschlichkeit soll sein, und sei es auch in den bescheidensten Verhältnissen. Die Gestalt des Jungen, rührend in seiner Erbärmlichkeit und Unschuld, an die höhere Gestalt des „Idioten" erinnernd, repräsentiert schlicht und alltäglich das nie zu verspielende Gut der Einzelseele, auch

des einfachen und geringen Alltagsmenschen, klein, elend, töricht und doch zu unersetzlich wertvoll, um ein Spielball und unbekanntes Opfer blind waltender Mächte, einer unmenschlichen Maschine sein zu dürfen. Mit nüchterner, unpathetischer Geste zeichnet Conrad auf dem düsteren Hintergrund der Millionenstadt dies Schicksal, mit der Reflexion echter, sittlicher Triebkraft, die überall aus dem harten Geschehen notwendig und tief deutend hervorgeht. „Wahrheit kann grausamer sein als Karikatur" — die schwer erträgliche Härte und die sittliche Gewichtigkeit seines Buches ist mit diesem Wort knapp und eindringlich gekennzeichnet. Mitleid, reines und echt menschliches Mitleid gab die Kraft und Verantwortung, in diese Tiefen hineinzuleuchten, zu zeichnen die immer noch schmähliche Knechtsgestalt des einfachen Menschen, des Menschen.

6. Spiel des Zufalls. Roman. 1926. 495 Seiten. Preis 5.—M.

Ein Lebensschicksal, rückschauend, vergangen-gegenwärtig, weitwendig und vielsichtig erzählt, in verwirrender Spiegeltechnik mit immer neuen Blickpunkten und Perspektiven: ein Lebensroman, dessen Charakter und Schicksalsweg Tiefen und Höhen des menschlichen Daseins berührt, dessen Entstehung einer eigenartigen geistigen Neugier entspringt, einer aus Mitleiden geborenen Anteilnahme an dem vom „Zufall" geschlagenen und verfolgten Menschen. Nur wer die Geduld und lebendige Erregung aufbringt, die echtes menschliches Erleben in uns weckt, die notwendig ist, um das Schicksal des anderen wirklich, d. h. bis in seinen Kern hinein zu begreifen, nur der wird diesen technisch kompliziertesten, menschlich sympathischen Roman Joseph Conrads mit Gewinn lesen können. Dies nur als Vorbemerkung.

Die Fabel selbst ergibt sich erst nach der Lektüre ganz. Und zwar als das „blinde" Geschehen, das Menschen aus Glück und Reichtum herausreißt, in Nichts, in eine Hölle von Leid, Kampf, Bitternis, das diese Menschen auf geheimnisvollen Umwegen aber zu den Ihren sich finden läßt, in das Licht wieder hineinstellt, so daß alle verschütteten Quellen geläutert wieder aufbrechen können. Dies geschieht an einem Mädchen, der Tochter eines Finanzmannes, eines wirren Bankrotteurs. Der Vater büßt seine phantastischen Verantwortungslosigkeiten im Schuldgefängnis. Das Mädchen, mit einem Schlage, einem unvergeßbar-furchtbaren, aus dem Garten der Kindheit in die graue, erbarmungslose Welt der Straße, des „Lebens" gestoßen, durchkostet ein grausames Martyrium, das sie fast zur Verzweiflung bringt. Die Wendung (der Anfangspunkt der Erzählung) wird ihr gegeben durch die Liebe eines schweigsamen, ehrenhaften, edlen Kapitäns. Doch nur langsam und unter bittersten Kämpfen erringt sie die ganze Freiheit. Ihr endlich aus dem Gefängnis entlassener Vater tritt hemmend, zerstörend zwischen sie und den Kapitän, der in hochherzigem Großmut Vater und Tochter auf seinem Schiffe zusammengebracht. Die unerträgliche Spannung, die damit gegeben, zerreißt und löst eine Katastrophe, die den boshaften Alten wegrafft und Mann und Weib vereinigt. Das sind die äußeren Züge. Die inneren erst geben ihnen Bedeutung und die Kraft, in unvergeßbaren Bildern und Situationen dieses Menschenleben uns in die Seele zu zeichnen — das Ethos des edlen und entsagenden Menschen und ein fast übermenschliches Schweigen und Dulden schafft die innere Kraft dieses im Motiv einfachen, in der subtilen Ausführung bis an die Grenze des Möglichen reichenden Buches. In den Reflexionen, die aus den verwickelten Situationen mit echter Notwendigkeit und bis zu erschütternder Größe immer wieder aufsteigen und aufleuchten, ermißt Conrad die menschlich ergreifende Tiefe seines Vorwurfs: das Schicksal des von der „Gesellschaft" ausgeschlossenen Individuums, des Einzelnen, Schwachen und Einsamen, des Spielzeugs und Opfers ihrer unmenschlichen Mächte, und die Größe des Herzens, die hier zu helfen, hier neu aufzubauen, zu versöhnen, zu beleben notwendig. Der Schluß des Buches bewegt sich auf einer durch adligen Verzicht gewonnenen Höhe der Wahrheit, Reinheit, Güte und echter Lebendigkeit, wie es nur der Gereifte und Erprobte verstehen, fassen und leben kann.

Die Bitterkeit, mit der Conrad die Schwächen und Blößen unseres sozialen Lebens so oft verurteilt hat, mildert und reift hier zur gütigen und das Menschliche mit innerster Anteilnahme herausstellenden Gebärde.

Die schwierige Technik des Romans, eingangs angedeutet, hat ihren wichtigen Sinn. Der Autor verschwindet hinter der Maske des Erzählers. Dieser holt die Geschehnisse durch immer neue Beobachtungen, Erfahrungen, von allen Punkten und Seiten erhellend, gleichsam aus dem Nichts, dem zukunftsschwangeren Dunkel der Vergangenheit, der Nacht heraus. Er entwickelt, mit immer neuem Beginnen, Rückblicken, „Sprüngen und Würfen" das Gesamtbild, zuletzt in so großartigem Aspekt, daß der willige Leser dankbar erkennt, wie nun auf einmal das Ganze vor ihm steht, in seinem fließenden Aufbau in jedem, auch dem kleinsten Teile an rechter Stelle erwähnt und zusammengebracht. Auch hier „Spiel des Zufalls", echte Spiegelung des wirklichen Lebens, künstlerisch und seelisch ein bedeutendes Werk.

7. Nostromo. Roman. 1927. 619 Seiten. Preis 6.— M.

Dieser realistisch-phantastische, zum Teil abenteuerliche, immer anregende und spannende Roman wurde 1904 geschrieben, wiederum mit jener glänzenden und überlegenen Technik, die für Conrad typisch ist, die die Handlung nicht einfach chronologisch fortspinnt, sondern vor- und rückwärts laufen läßt, in Kreuzung und Verschlingung verschiedenster Motive, durch ein wechselvolles Ineinandergreifen von Erzählung und Bericht das Ganze vor uns aufbaut. Immerhin überwiegt im wesentlichen der wirkliche Erzähler, der mit zum Teil impressionistischen Mitteln uns die farbenglühende, erregte Welt eines erfundenen südamerikanischen Staates Castaguana vor Augen stellt.

Castaguana, dieses echt tropisch gezeichnete, durch fortdauernde Umstürze und Revolutionen sehr beunruhigte und heimgesuchte Land, ist erneut der Schauplatz eines Regierungswechsels. In den Wirren zeichnet sich ein einfacher Mann des Volkes, ein zugewanderter Italiener, Nostromo, durch Kühnheit und Tatkraft aus. Er ist die Hauptfigur dieses im Szenarium so personenreichen Buches. Wie seine stolze, männliche Seele dem Einfluß des Silbers (das er für die „Herren" auf abenteuerliche Weise gerettet), dem beständigen Einfluß dieses verborgenen Schatzes, von dessen Existenz nur er allein weiß, zu unterliegen beginnt, um schließlich gequälter Sklave dieses Geldes zu werden, wird mit echter Conradscher Schärfe und Psychologie gesehen und überzeugend geschildert. Die vielen Einzelschicksale, verknüpft mit dem wechselvollen Geschick dieses so uneuropäischen Staates, sind gleichfalls lebendig und mit kühner Hand gezeichnet. Die aristokratischen Figuren, etwa die stolze, wunderschöne Antonia Avellanos, die, wie Conrad bemerkt, allein durch die Macht ihres Daseins fähig war, eine wahre Leidenschaft im Herzen eines Schwätzers zu wecken, sie alle, Aristokraten und Volk, Männer und Frauen, Romanen und Angelsachsen, Banditen und Politiker haften mit ihren verschiedenen Charakteren und Erlebnissen unverwischbar in unserer Erinnerung.

Auch hier gibt uns Conrad kein typisches Abenteuerbuch, auch in diesem Roman spricht ein männlicher Geist, dessen scharfe Intelligenz ein ihm eigenes, adliges Menschentum gesehen und gebildet hat.

8. Sieg. Roman. 1927. 462 Seiten. Preis 5.— M.

Baron Heyst, ein Einzelgänger und eigenwilliger Denker, der sich lange in der Indischen See herumgetrieben und schließlich resignierend auf eine völlig abgelegene Insel zurückgezogen hat, fällt auf die abenteuerlichste Weise gerade der Welt zum Opfer, der er entsagte. Bei einem seiner seltenen Aufenthalte in einem Hafenhotel jener Breiten kommt er in die seltsame Lage, ein junges Mädchen, verpflichtetes Mitglied einer reisenden Damenkapelle, das in seiner zweifelhaften Umgebung unterzugehen droht, zu retten. Sie hat sich an seine Ritterlichkeit gewandt, und er begeht — ohne Leidenschaft, nur aus bedenkenloser Güte — eine Handlung, die in den Augen der übrigen verrückt erscheinen muß. Er entführt sie,

weil keine andere Möglichkeit besteht, heimlich nach seinem Versteck. Aber er konnte nicht ahnen, daß er dadurch die Rachsucht des Wirtes, der es gerade auf das Mädchen abgesehen hatte, erweckte. Und dieser Kerl, der in der Art niedriger Kreaturen über den ihm überlegenen und zugleich unverständlichen Heyst schon immer gehässige Klatschereien verbreitete, hetzt ihm jetzt zwei Hochstapler, die bald danach das Hotel besuchen, auf die Spur. Mit der Andeutung nämlich, daß dort, bei dem (in Wahrheit armen) Heyst mit Leichtigkeit viel zu holen sei.

Bis hierher, d. i. bis in die Mitte des Buches reichen die Vorbereitungen des Romanes. Sie holen, wie immer bei Conrad, kunstvoll, mit immer neuen Anknüpfungen sehr weit aus, um endlich in die außerordentliche Situation überzugehen, die nun in unglaublich zahlreichen Stufungen bis zur ungeheuerlichsten Spannung durchgeführt wird. Während also schon allein das Verhältnis zwischen dem Einsiedler-Gentleman und Lena genug Konfliktstoff liefert (das Mädchen wird die Befürchtung nicht los, daß sie störend und zu Unrecht in den Lebensbezirk eines einsamen Menschen eingebrochen sei), landen die Gauner, und ein tatsächlich atemraubendes Ringen beginnt. Ein Ringen, das Heyst, durch ein Unglück seiner Waffe beraubt, nur mit den Nerven, nur mit der Kraft seiner persönlichen Haltung, Mut und Todesverachtung bestreiten kann und das durch die Sorge um das Mädchen so schwer wird. Aber gerade Lena führt es in einer Heyst ebenbürtigen Tapferkeit zum Sieg, — wenn auch beide darüber den Tod finden.

Natürlich ist es wieder nicht die Sensation an sich, was Conrad bezweckt, sondern das, was sie enthüllt: Menschen, Menschennatur. Und welch große, reiche Charakterzeichnungen! Voran steht der innerlich starke, fertige, hochentwickelte, keiner Entäußerung seiner selbst fähige adelige Mensch (Heyst), daneben das dämonische Zerrbild des wahren Gentleman (der Verbrecher-„Chef" Jones), die ungezügelte katzenhafte Raubtiernatur (Jones' „Sekretär" Ricardo), die Frau, die durch Liebe übermenschlicher Taten fähig wird, und noch eine Anzahl ganz einzigartiger starker Figuren. Von den Persönlichkeiten aus aber enthüllt sich, über alle Abenteuerlichkeiten hinweg, ein weites, erfahrungsreiches Weltbild.[1]

III. Zusammenfassung

Ohne Zweifel stehen wir vor dem Werk eines ungewöhnlichen, ja großen Schriftstellers. Welche Wichtigkeit für uns können wir ihm zusprechen? Abgesehen davon, daß es sich immer lohnt, das Ausland in seinen besonderen und von ihm selbst ausgezeichneten Stimmen zu hören, was bestimmt uns, dieses Werk auch für unsere eigene volkspädagogische Arbeit als wertvoll und wichtig einzustellen? Eine kurze Überschau des Berichteten ergibt, daß hier einige ausgezeichnete „See- und Abenteuerbücher" vorliegen. Das Bedürfnis gerade nach diesen Erzählungen könnte also gut durch Conrad befriedigt werden. Doch es ergibt sich sofort, daß diese „Seegeschichten" durchaus nicht so simpel und des Abenteuers wegen gelesen werden können. Psychologische Unter- und Hintergründe bestimmen ihren tieferen Sinn, erfordern also, soll nicht bloß das Äußerlichste, Roh-Stoffliche, erfaßt werden, Leser, die gerade auch einen „Sinn" mitbringen. Wie weit der Leser eine verhältnismäßig einfache Geschichte, wie die vom Nigger auf der Brigg Narzissus, mit Freude und Gewinn aufnehmen kann, bleibt schon fragwürdig. Conrads Gestalten, selbst die ganz schlichten, die Männer des Volkes und

[1] Die Besprechung des Bandes „Sieg" hat freundlicherweise Dr. Walter Hoyer übernommen, mit dessen Einverständnis sie in diese Gesamtbesprechung eingefügt wird. D. V.

der Arbeit, scheinen irgendwie fremd, grüblerisch, oft fast spukhaft. Der Autor besitzt die magische Gabe, der Welt in ihr sonst unsichtbares Innere zu schauen und sie so, von innen beleuchtet, uns zu zeigen. Der nur an äußeres Sehen Gewöhnte wird die so Gesehenen kaum wiedererkennen. Doch trotz dieser Einschränkung bleibt als Positives, auch für den einfachen Leser, die in jedem Sinne packende Schilderung, die Witterung wirklicher Dinge und Geschehnisse, der Zauber des Elementarischen und, als Kern, eine männliche, tätige Gesinnung, Pflicht, Treue, Aufopferung, Edelmut, Hingabe, kurz, der Dienst am Leben, das unsentimentale, schlichte Erfüllen der gegebenen Aufgabe. Diese Eigenschaften, den Pessimismus, die Bitterkeit des Einsamen durchaus überwiegend, begründen m. E. den allgemeinen, also auch für uns wichtigen Wert des Conradschen Werkes. Die tiefer Hineindringenden werden überrascht und gebannt sein von dem strengen Gerechtigkeitssinn und der unbezähmbaren Freiheitsliebe, die aus diesen Büchern spricht, werden auch die seelischen Beziehungen und Verknüpfungen, die durchaus männliche, antifeminine Haltung erkennen, eine Haltung, die das Echte der Frau um so besser zu würdigen weiß. Bei großer Einsicht des Untergründigen, Chaotisch-Fiebernden südlicher wie östlicher Landschaft, bei der unerschrockenen Erkenntnis von den heißen und dämonischen Leidenschaften, die in den Tropen die Menschen erfüllen können, scheut Conrad, wiederum durchaus männlich, das Erotische, das Spielen im Erotischen und neigt in seinen Männergeschichten dem nüchternen, männlichen Element der See zu, der starken Herrin unzähliger Geschlechter. Der tiefer Eindringende wird Conrads unstete Heimatlosigkeit, die ihn von Polen fort zur See, zum ruhelosen Schiffsleben führte, als Ausdruck seiner Ich-Vereinzelung, Ich-Einsamkeit verstehen, zugleich auch begreifen, daß hieraus der so brennende Drang nach dem anderen, dem Du, nach Gemeinschaft, tätiger, handelnder Gemeinschaft entspringt, hieraus auch die Abkehr von jedem Metaphysischen, das Grauen vor dem Tod, die unchristliche Trostlosigkeit seines schwermütigen Blutes. Conrad ist zum großen Teil bewundernswert als Ausdruck des erfüllten, tätigen, männlichen und mutigen Lebens, zum anderen aber erscheint er uns als Ausdruck ruhloser Einsamkeit und Wurzellosigkeit fremd, vergangen, ohne Zukunft. Halten wir diese nur andeutende und allzu knappe Charakteristik zusammen, so scheint weder ein völliges Ja zu diesem großen Schriftsteller noch eine ganze Ablehnung für unsere eigenste Arbeit richtig zu sein.

Wie im einzelnen die Bücherei zur Anschaffung seines Werkes sich verhalte, bleibe dahingestellt. Kleinere Büchereien werden gewiß nur einen Teil auswählen, größere, soweit dies möglich, das ganze anschaffen. Auf jeden Fall kann, trotz der deutlich gezeigten Einschränkungen, die Einführung Joseph Conrads auch in die volkstümlichen Büchereien empfohlen werden.

Dr. Bernhard Rang

Reisen und Abenteuer

Kurt Faber, Mit dem Rucksack nach Indien. Zweite Auflage. Mit 4 Bildtafeln, 1 Karte und 16 Abbildungen im Text. Tübingen 1927, R. Wunderlich. 255 Seiten. Preis 6.— M.

Mit dem Rucksack nach Indien heißt noch nicht: zu Fuß nach Indien! Faber benutzt von Wien bis Konstantinopel die Bahn und fährt dann mit dem Dampfer über das Schwarze Meer nach Trapezunt. Von hier wandert, reitet, fährt er mit Postkutsche und Auto auf uraltem Karawanenweg über Erserum, Teheran, Isfahan, Schiras nach Lingah am Persischen Golf. Ein Dampfer bringt ihn nach Karachi; von dort gelangt er mit der Bahn an den Indus. Von seinen Erlebnissen in Indien hören wir in diesem Buche noch so gut wie nichts.

Viele Deutsche haben während des Krieges diese Länder gesehen. Mancher von ihnen ist dort geblieben, zusammen mit vielen, die einmal von dem großen Unternehmen Berlin-Bagdad allerlei erhofften. Faber, der 1926 im Auftrage einer großen Zeitung ins Morgenland fuhr, begegnet ihnen häufig. Er trifft solche, die etwas geworden sind, und mehr noch solche, denen es noch freisteht, etwas zu werden. Als neu gegenüber früher empfindet er angenehm und unangenehm den schroffen Geist des kemalistischen Regiments. Dieser dringt vor bis ins wilde Kurdistan und sucht überall die Menschen in geordnete Bahnen zu lenken oder aus tausendjähriger Beschaulichkeit aufzuschrecken, doch erzielt er nur langsam Fortschritte bei der allgemeinen geistigen und wirtschaftlichen Rückständigkeit, so daß seine bürokratischen Härten zuweilen auffälliger sind als seine guten Wirkungen. Auch in Persien sieht Faber ältestes Asiatentum mit europäischer Fixigkeit und Technik sich verbinden und häufiger noch beide Kulturformen hart nebeneinander stehen.

Wir kennen den jugendlichen Wandertrieb Fabers aus seinen älteren Schriften. Auch diese Reise über rauhe Gebirgspässe, durch das trümmerreiche Armenien, steinige Wüsten, weite Durststrecken, durch zauberhafte alte Städte, die von religiösen Fanatikern bewohnt sind, zeugt von starkem Willen. Freilich spürt man hier und da eine gewisse Abschwächung; ihm kommt das Gruseln jetzt leichter als früher. Dessen ungeachtet bleibt er ein fesselnder Plauderer; Landschaft und Volksleben gewinnen Gehalt und Farbe bei seinen Worten. Dröscher

Harry Franck, Ohne Geld um die Welt. Aus dem Englischen übersetzt von Beda Prilipp. Mit 61 Abbildungen und 1 Kartenskizze. Frankfurt a. M. 1924, Rütten & Loening. 510 Seiten. Preis 7.— M.

Will man die wahren Sitten eines Landes kennen lernen, so soll man nach einem Rate Rousseaus zu den unteren Gesellschaftsschichten gehen. Kann man nicht anders als mittellos durch die Welt pilgern, so muß man dasselbe tun und kann aus der Not eine Tugend machen. Bei dem amerikanischen Studenten Franck trieben zweifellos wirtschaftliche Gründe mit zu dem Ehrgeiz, eine Weltreise ohne Geld, ohne Waffen und ohne nennenswertes Gepäck durchzuführen. Zu diesem Antrieb, der zugleich sportlichen Charakter hat, kommen bei ihm: ein gewisses Maß von Wißbegier, besonders der Wunsch, soziale Studien zu machen, ein unleugbarer Hang zum Herumstreifen, jedoch kein tieferer Abenteuertrieb, der innere Erschütterungen sucht. Franck hat vor allem einen ausgeprägten Wirklichkeitssinn, der gern an der Oberfläche bleibt. Er hat seine Augen auf, schreibt frischweg und lebendig, und bei der Art seines Unternehmens ist es nicht verwunderlich, daß es von zahlreichen spannenden Ereignissen begleitet ist.

Die Hauptfrage, die sich schon beim Titel aufdrängt, bleibt: „Wie erreicht Franck sein Ziel?" Er schickt sich in jede Lage, greift mancherlei Arbeit auf, wandert endlose Strecken zu Fuß, fährt billig oder bezahlt auch gar nicht. Er findet sein Unterkommen in armseligen Herbergen, Heimen, Asylen, auch unter freiem Himmel und bevorzugt die Landstreicherparadiese, die warmen und heißen Länder. Er stellt keinen Schnelligkeitsrekord auf; er läßt sich mehr als ein Jahr Zeit. Bezüglich seiner Gefährten ist er nicht wählerisch, es sind mehr Vagabunden als Arbeiter. Von ihnen lernt er allerhand Kniffe, wie man sich mit geringem

Aufwand durchs Leben schlägt und bei Gelegenheit die Zeche schuldig bleibt. Das Glück ist ihm äußerst günstig; darin liegt das Verführerische und damit das Bedenkliche seines Buches.

Die Reise führt von Amerika über Schottland, Holland, Deutschland, Frankreich, die Schweiz, Italien, Palästina, Ägypten, Indien, Siam, Malakka, Japan und wieder nach Amerika zurück. Besonders spannend sind seine Reisen in Palästina und Hinterindien. Aus seinen Schilderungen taucht ein Weltbild auf, das zwar ein wenig aus der Froschperspektive gesehen, aber doch durchflutet ist von der Bewegtheit und Vielgestaltigkeit menschlichen Lebens und menschlicher Not auf Erden. Die Reise fand statt um die Zeit des russisch-japanischen Krieges. Das Buch wurde früher schon einmal veröffentlicht unter dem Titel „Als Vagabund um die Erde".

Dröscher

Georg Wegener, Ein neuer Flug des Zaubermantels. Erinnerungen eines Weltreisenden. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus. 364 Seiten. Preis 11.– M.

Dem ersten Bande aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen läßt der bekannte Geograph Wegener einen zweiten folgen. Auch dieser Band wird bei denen Anklang finden, die sich gern außergewöhnlichen Eindrücken hingeben, die von einem Manne geschildert sind, der wissenschaftlichen Geist mit schriftstellerischer Begabung verbindet. Die Erinnerungen fallen in die Jahre 1890–1916, also in eine Zeit, in der sich Deutschland in wachsendem Umfange den Ereignissen und Erscheinungen in der Welt zuwandte. Große Zeitungen unterstützten seine ausgedehnten Reisepläne und ließen ihm volle Bewegungsfreiheit, was er dankbar anerkennt. Unternehmend, entschlußkräftig, vom Glücke auffallend begünstigt, konnte er sich unbehindert der Reiselust und seinem Forschungseifer hingeben. Als Schüler des großen Geographen Ferdinand von Richthofen hatte er sich die Kenntnisse und Fähigkeiten für fruchtbringende Reisestudien erarbeitet. Infolge dieser soliden Grundlage gewinnen seine Erlebnisse dauernden Wert. Ob er nun einen Sonnenaufgang auf Rügen oder am Himalaja, die Vulkane auf Hawaii oder Martinique, eine Prozession in Lourdes oder ein Hoffest auf Java, den jubelnden Empfang bei der Rückkehr Nansens von der berühmten Polarfahrt oder ein schweres Schiffsunglück auf dem Jang-tse-kiang, mittelalterliche Kunst in Spanien oder Südfrankreich schildert, immer zeigt er sich als scharfer Beobachter, tief angetan von der Wucht eines Ereignisses, von der Schönheit und Erhabenheit der Welt. Dem Buche könnte man noch lebhafter zustimmen, wenn Wegener auf einige wenige Beiträge verzichtet hätte, die von persönlicher Eitelkeit zeugen.

Dröscher

Artur Heye, Allah hu akbar. Unterwegs im Morgenlande. Fünfte Auflage. Mit Abbildungen. Berlin 1926, Safari-Verlag. 190 Seiten. Preis 4.– M.

Mit „Allah hu akbar", Gott ist groß, setzt Heye seine Lebensbeschreibung fort, deren erster Teil „Unterwegs" im 10. Band dieser Hefte empfohlen wurde. Schmerz und Kindheitsträume treiben ihn nach dem Tode der Mutter wieder in die Ferne, und zwar nach Ägypten. Sein Reisestil hat sich etwas geändert. Wohl pflegt er noch gute Beziehungen zu den Tippelbrüdern auf der Landstraße, auch muß er neben dem Abenteuer noch nüchternste Arbeit suchen, aber er fährt doch schon mit bezahlter Fahrkarte, und er weiß vor allem, daß beides, Glück und Unglück, ihm Stoff geben können zum Erzählen. Gewiß ist das Geschehen hier nicht so abwechslungsreich wie im ersten Band. Heye sucht in Ägypten auf, was jeder dort sehen möchte – Kairo, die Pyramiden, die Sphinx, das Gräberfeld von Sakkarah, den Nil und die Wüste, aber er erlebt dieses alles mit der Stärke eines Menschen, der Großes in sich aufnehmen will, und er erzählt, erfüllt von diesem, schlicht, eindringlich und mit viel Wärme. Was ihn berührt, das sind die gespenstischen Zeugen einer großen Vergangenheit, die wilden Formen und der Farbenrausch der Wüste, die alte metaphysische Kraft ihrer ungeheuren Räume im Sonnen-, Mond- und Sternenlicht. Ihn lockt das zeitlose, urtümlich einfache, von ungebrochenen Leidenschaften bestimmte, freiheitliche Leben der Nomaden. Er schließt sich einem Beduinenstamm an, spricht dessen Sprache, lebt

und wandert mit ihm über die flimmernden Wellen der Wüste. Er hält zu seinen Freunden im Feuer des Sandsturms und feindlicher Kugeln, bis ihn das Fieber schüttelt und ihn wochenlang an das Krankenlager fesselt.

Heye packt frisch jedes ihm gemäße Abenteuer an, schont sich nicht, schlägt sich durch alle Fährlichkeiten hindurch und bleibt doch ein Träumer und ein großes Kind. Diese Eigenschaften machen ihn bei seinen zu Nüchternheit und Sachlichkeit verurteilten Zeitgenossen ungemein beliebt. Dröscher

Artur Heye, Brennende Wildnis. Bilderbuch eines langen Weges durch befremdliche Länder und Zeiten. Mit Zeichnungen von Johann Blisch. Berlin 1927, Safari-Verlag. 307 Seiten. Preis geb. 6.50 M.

Dieses Buch schließt an „Allah hu akbar" an. Kaum aus Ägypten zurückgekehrt, verpflichtet sich Heye, als Weltreisender für eine Zeitschrift Berichte und Bilder zu liefern. Sein zielloses Wandern wird damit rein äußerlich nutzbringend und erhält einen gewissen wirtschaftlichen Wert. Man wird aber auch verstehen, daß es ihm jetzt, wo es überhaupt mit dem Zweckgedanken verbunden wird, sinnlos erscheint. Ist es doch eine merkwürdige Aufgabe, die ihm zuteil wird. Er soll viel und möglichst viel Aufregendes erleben. Er soll für die von ähnlichen Wünschen Bedrängten, aber aus irgendwelchen Gründen Behinderten, Daheimgebliebenen miterleben. Was er dann mit tausend Ängsten und einem arg zerzausten Fell bezahlt hat, genehmigt sich die harrende Leserschaft in der Phantasie, behaglich ausgestreckt, gegen geringes Entgelt. Die Literatur braucht und verbraucht Leben, und es dienen ihr auf diese Weise heute viele Abenteurer in allen Kulturabstufungen und in mannigfacher Verkleidung. Ob mit oder ohne Sinn, Heye geht, weil ihm nur wohl ist, wenn er tiefe Wildnis um sich und weite Wege vor sich hat.

Das Buch, das auf diese Reise zurückgeht, ist unerhört abenteuerlich. Es zeigt die ganze Stärke der Darstellungskraft Heyes, auf den die Phantasie des Morgenländers übergegangen zu sein scheint. Die Reise geht durch die Schweiz, Italien, Spanien, hinüber nach Afrika, von Tanger bis in das italienische Somaliland. Heye wandert zu Fuß, benutzt Bahn, Auto, Dampf- und Segelschiff, Pferde, Esel und Kamele. Als Gefährten seiner Abenteuer finden wir Gelehrte, Schmuggler, Beduinen, Militär, ja einen Henker und allzuoft den Tod. Er schlägt und schießt sich mit Matrosen, Kabylen, Beduinen und den Räubern des Somalilandes. Diebische Hände und Naturkatastrophen berauben ihn seines Gepäckes. Er wird krank, verwundet auf mannigfache Art, doch nie ist ihm so jämmerlich zumute als in den Tagen, da ihm der schwarze Panther den jugendlichen Diener erschlug. Heye schildert den Frühling im Rifgebiet, Sandsturm und Gewitter, Glut und Hölle der Wüste, die vornehmen englischen Hotels in Oberägypten, Bilder und Hieroglyphen in den Königsgräbern, das Unwetter der Regenzeit im wilden Gebirge Abessiniens, die Märchengärten der Korallen im Indischen Ozean. Und dann kommt ein entscheidendes Erlebnis. Heye lernt in der Somaliwüste einen englischen Jagdreisenden kennen, der ihm Schillings „Mit Blitzlicht und Büchse" zeigt. Eine Lebensaufgabe taucht auf! Er beschließt, die untergehende afrikanische Tierwelt wenigstens im Bilde für unsere Nachfahren zu retten. Sein unstetes Leben scheint endlich gesellschaftlich gerechtfertigt.

Damit schließt dieses Buch. Heye zieht weiter nach Ostafrika. Dort überrascht ihn der Krieg. Wie eigenartig sich nun bei ihm Tier-, Jagd- und Kriegserlebnisse miteinander mischen, davon erfahren wir in dem Buche „Vitani", das bereits im 7. Band der „Hefte" gewürdigt wurde. Dröscher

Artur Heye, Pech! Afrikanische Zufälle. Mit Abbildungen. Berlin 1927, Safari-Verlag. 189 Seiten. Preis geb. 4.50 M.

Im Jahre 1926 gelang es Heye, wieder nach Afrika zu gehen. Diesmal reist er als anerkannter Schriftsteller, der einen festen Vertrag mit seinem Verleger abgeschlossen hat. Zu seiner photographischen Ausrüstung gehört nun auch eine Kinokamera. Ostafrika ist das nähere Ziel. Dort baut er sich in der Nachbarschaft eines Buren auf einem Hügel ein Haus, belauscht und jagt das Wild und schaut zum Kilimandscharo hinüber, dessen weithin leuchtender Eisdom ihn mit magischer

Gewalt gefangen hält und dessen Herrlichkeit er immer von neuem zu rühmen weiß. Er ist noch nicht lange dort, als er das Pech hat, von einem Schakal, den er lebendig fangen wollte, in beide Hacken gebissen zu werden. Von diesem Unglück, das ihn einen monatelangen Aufenthalt im Hospital kostete, erzählt er hier mit grimmem Humor so kurz wie möglich. Hauptsächlich schildert er schwierige Bergfahrten zum Kibogipfel des Kilimandscharo und zum dampfenden Krater des Meru. Dazu kommen einige Jagderlebnisse aus der Vor- und Nachkriegszeit. Seine tierphotographischen Versuche bleiben unbedeutend, dagegen sind die Schilderungen ausgezeichnet. Es ist für Heye charakteristisch, daß er sowohl bei den Bergfahrten wie auch bei den Tierabenteuern niemals eine überlegene, heldenhafte Pose annimmt. So bleiben die Natur und ihre kraftvollen Geschöpfe groß, und er tritt ihnen gegenüber als der kleine Mensch mit schwachen Kräften und einer starken Sehnsucht nach den Wundern der Erde.

Dröscher

Artur Heye, Unter afrikanischem Großwild. Mit Abbildungen. Berlin 1927, Safari-Verlag. 121 Seiten. Preis geb. 2.50 M.

Kein neues Buch, sondern nur eine Auswahl aus „Wanderer ohne Ziel", „Pech" und „Hatako" und deshalb für Büchereien, die jene Bücher bereits haben, überflüssig. Auch als einziges Buch von Heye für ganz kleine Büchereien erscheint es mir nicht empfehlenswert, weil Heye hier einseitig als Jagdschilderer auftritt.

Dröscher

Walter Mittelholzer, Persienflug. Mit einem Nachwort von Otto Flückiger. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 96 Tiefdruckbildern nach Photographien vom Verfasser und 2 Kartenskizzen. Zürich 1927, Orell Füßli. 212 Seiten. Preis 10.– M.

Das von hohen Randgebirgen umgebene persische Hochland stellt den Verkehr vor äußerst schwierige Aufgaben, ist doch beispielsweise die wichtige Straße von Teheran zum Persischen Golf alljährlich für mehrere Monate zugeschneit. Nur das Flugzeug kann diese Hindernisse leicht überwinden. In Stunden überfliegt es Strecken, zu denen die Karawanen ebensoviele Wochen und vielfach noch längere Zeit brauchen. Die neue persische Regierung ersuchte daher die Junkerswerke, einmal zu zeigen, was ein Flugzeug vermag. Diese wandten sich wiederum an den bekannten Züricher Piloten Mittelholzer.

Mittelholzer ist in gleicher Weise hervorragend als Flieger wie als Photograph. Das zeigten schon die beiden von uns bereits eingestellten Bücher: „Im Flugzeug dem Nordpol entgegen" und „Die Schweiz aus der Vogelschau"[1]. Im Persienflug lernen wir ihn außerdem als fesselnden Schilderer von erfrischender Eigenart kennen. Schneidiger Tatendrang, Freude an den schönen und beziehungsreichen Erscheinungen der Erde, an technischer und sportlicher Leistung, verbunden mit innerer Schlichtheit und vorzüglicher geographischer Schulung, verleihen seiner Darstellung Schwung und Gehalt.

Vom Zürichsee steigt er auf, fliegt über die Alpen, an der Westküste Italiens entlang, huscht über den gespenstischen Krater des Vesuv und überquert in wildem Tanz die Berge Kalabriens. Über Griechenland und dem Ägäischen Meer verschlechtert sich das Wetter. In Smyrna lacht ihm die Sonne Kleinasiens, jedoch nicht die Gunst der türkischen Behörde, die sein Flugzeug zwanzig Tage lang beschlagnahmt. In weitem Bogen muß er über Konstantinopel nach Palästina. Über Bagdad gelangt er dann nach Teheran. Von der Hauptstadt Persiens unternimmt er mehrere Flüge: zum Kaspischen Meer über eine Gipfelflur von

[1] Im Flugzeug dem Nordpol entgegen. Junkerssche Hilfsexpedition für Amundsen nach Spitzbergen 1923. Herausgegeben von Walter Mittelholzer. Zweite Auflage. Mit 48 Bildern nach photographischen Aufnahmen von W. Mittelholzer und 4 Kartenskizzen. Zürich 1925, Orell Füßli. 106 Seiten. Preis geb. 7.20 M. – Die Schweiz aus der Vogelschau. Herausgegeben und eingeleitet von Otto Flückiger. Zweite Auflage. Mit 274 Abbildungen aus der Sammlung von Walter Mittelholzer. Erlenbach-Zürich 1926, E. Rentsch. 44 und 176 Seiten. Preis geb. 22.– M.

Schneebergen, zum Persischen Golf über unbekanntes, von wilden Nomaden durchzogenes Hochgebirgsland und vom Golf wieder nach Teheran, wobei er der kühnen Schneepyramide des Demawend einen Besuch abstattet. Glänzend bewährt sich das Flugzeug. Wie beschwerlich ist dagegen die Autofahrt von Teheran nach Beirut, mit der Mittelholzer seine Heimreise antreten muß!

Welche neuen Möglichkeiten des Reiseerlebnisses durch das Flugzeug erschlossen werden, das wird aus den Schilderungen und den oft überaus fremdartig anmutenden Aufnahmen Mittelholzers deutlich. Aus großer Höhe werden auffallende Erscheinungen wie Berge und blinkendes Meer bei guter Sicht in ungewöhnlicher Entfernung aufgefunden. Die näherliegenden Eindrücke jagen einander, die großen Züge der Landschaft, die bisher nur der Karte entnommen werden konnten, entwickeln sich vor dem staunenden Auge. Bei niedrigem Fluge schaut der Beobachter viele Einzelheiten und entreißt bisher selten oder gar nicht begangenen Strecken rasch ihr Geheimnis. Dazu die Fülle der wechselnden atmosphärischen Erscheinungen! So hinterläßt der Persienflug Mittelholzers einen starken Eindruck als verkehrstechnische Tat und als Beispiel eines neuartigen Reiseerlebnisses.

Dröscher

Walter Mittelholzer, René Gouzy, Arnold Heim, Afrikaflug. Im Wasserflugzeug „Switzerland" von Zürich über den dunklen Erdteil nach dem Kap der Guten Hoffnung. Mit einem Vorwort von Albert Heim. Mit 215 Abbildungen auf Tafeln, 4 Karten und einem Plan. Zürich 1927, Orell Füßli. 235 Seiten. Preis 12.– M.

Dieser Afrikaflug sollte den Beweis erbringen, daß mit dem Wasserflugzeug „ein Luftverkehr mitten durch Afrika ohne eine besondere Einrichtung von Landungsplätzen möglich sei". Mittelholzer wählte daher eine Route, die durch Landungsmöglichkeiten auf Flüssen und Seen bestimmt war. Er flog vom Zürichsee bis Athen ungefähr so wie beim Persienflug, überquerte das Mittelmeer, landete in Alexandria, nahm seinen Weg nilaufwärts, erreichte über den Albert-, Viktoria-, Tanganyika- und Nyassa-See Beira am Indischen Ozean und fuhr dann der Küste entlang nach Kapstadt. Das flugtechnische Ziel stand im Vordergrund bei der Fahrt, doch beabsichtigte Mittelholzer gleichzeitig eine Anzahl geographischer Aufgaben mit Hilfe photographischer Aufnahmen zu lösen. Diese Pläne konnte er nur zum Teil erfüllen. Er mußte von der Besteigung des Kenya, von einem Abstecher zum Kilimandscharo absehen. Auch auf die weitere Mitfahrt seiner beiden Begleiter, des Reiseschriftstellers Gouzy und des Geologen Heim, mußte er vom Viktoria-See ab verzichten, da der Start in der dünnen Hochlandluft auf den Seen zu schwierig war. Trotzdem bleibt die Fahrt reich an spannenden sportlichen und geographischen Erlebnissen. Die Fragen, ob der Motor es schafft, ob die Benzinvorräte reichen, erhöhen die Spannung bei Strecken, auf denen eine Landung verhängnisvoll werden konnte, so z. B. bei den Flügen über die Bayudawüste, über das gewaltige Sumpfgebiet an den Quellen des Nils, über Urwald, Hochgebirge und durch Gewitterböen vom Viktoria- zum Tanganyika-See. Großartige Eindrücke gewinnen die Flieger. Langsam wandelt sich unter ihnen die Wüste um in die Savanne. Durch Wolkenfenster schauen sie die rauchenden Krater am Kiwusee. Zu einem unvergeßlichen Erlebnis wird ihnen das lebendige Farbenspiel ungezählter Scharen von Flamingos. Elefantenherden lassen sich durch das Brüllen des Motors nicht aus der Ruhe bringen. Eingeborene bringen den Fliegern staunende Bewunderung und herzliche Gastfreundschaft entgegen; festlich ist überall der Empfang bei den Europäern, namentlich bei den nahezu immer vertretenen Schweizern.

Am Text beteiligen sich außer Mittelholzer, dessen Besonnenheit, zäher Wille und tiefe Freude über das erreichte Ziel in jeder Zeile nachklingt, auch Gouzy in gewandter, launiger Darstellung und Heim, der sich gern gründlich und gewissenhaft gibt. Das kameradschaftliche Verhältnis zwischen den Fliegern, die idealen Ziele, das gute Gelingen der Fahrt, die Fülle erhebender Eindrücke, die heute so seltene Verbindung von sportlicher Leistung und geistigem Erfassen des Erlebten, die zahlreichen schönen Flugaufnahmen machen die Lektüre des Buches erfreulich und beglückend. Dröscher

Aus Religion und Philosophie

Literatur zu Blumhardt Vater und Sohn

Friedrich Zündel, Johann Christoph Blumhardt. Ein Lebensbild. Zehnte, neu bearbeitete Auflage. Gießen 1926, Brunnen-Verlag. 410 Seiten mit Titelbild. Preis geb. 5.50 M.

Johann Christoph Blumhardt, Berufen zum Reiche der Himmel. Wernigerode 1925, Verlag „Die Aue". 128 Seiten. Preis 2.— M.

Leonhard Ragaz, Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt Vater und Sohn – und weiter! Erlenbach-Zürich 1922, Rotapfel-Verlag. 328 Seiten. Preis 5.50 M.

Eugen Jäckh, Blumhardt Vater und Sohn und ihre Botschaft. Berlin 1924/25, Furche-Verlag. 291 Seiten mit drei Bildern. Preis 5.— M.

Christoph Blumhardt, Eine Auswahl aus seinen Predigten, Andachten und Schriften, herausgegeben von R. Lejeune. Zweiter Band: Predigten und Andachten aus den Jahren 1888 bis 1896. Erlenbach-Zürich 1925, Rotapfel-Verlag. 595 Seiten. Preis 7.—M.

Christoph Blumhardt, Hausandachten für alle Tage des Jahres. Nach Losungen und Lehrtexten der Brüdergemeine. Zweite Auflage. Berlin 1926, Furche-Verlag. 384 Seiten. Preis geb. 6.— M.

Christoph Blumhardt, Vom Reich Gottes. Dritte Auflage. Berlin 1925, Furche-Verlag. 111 Seiten. Preis 2.40 M.

Christoph Blumhardt, Abendgebete für alle Tage des Jahres. Gesammelt aus Abendgottesdiensten in Bad Boll. Berlin 1926, Furche-Verlag. 153 Seiten. Preis geb. 3.60 M.

Eduard Thurneysen, Christoph Blumhardt. München 1926, Chr. Kaiser. 96 Seiten. Preis 3.— M.

Wer waren diese Blumhardts? Schlichte evangelische Pfarrer in Württemberg, keine gelehrten Theologen, keine Kanzelredner, keine Kirchengrößen, sondern einfach von Gott erfüllte Menschen, denen es in ihrer Nachfolge Christi gegeben wurde, mit Worten und Taten von der Kraft eines Reiches Gottes zu zeugen, das nicht in einem Jenseits erst erwartet werden soll, sondern das in diese Welt mit all ihrer geistigen, seelischen und leiblichen Not hereinbricht. Trotzdem sie in stillen Winkeln des schwäbischen Landes ihr Lebtag wirkten und keine Bücher schrieben noch sonst viel in der Öffentlichkeit hervortraten, strömten zu ihren Lebzeiten die suchenden und nach geistiger wie leiblicher Heilung verlangenden Menschen zu ihnen hin. Heute greifen unzählige nach Büchern, in denen sie etwas von der Kraft zu finden hoffen, die von diesen Menschen ausging.

Bücher über die Blumhardts können und dürfen daher keine rein geschichtlichen oder theologischen Werke sein. Von den Blumhardts kann nur zeugnishaft und hinweisend gesprochen werden. Von Johann Christoph Blumhardt, dem Vater, besitzen wir schon lange das Lebensbild von der Hand seines verständnisvollen Freundes Friedrich Zündel. Ein echtes Lebensbild, in dem wirklich der geistige Kern dieser Gestalt lebendig wird und das den Leser etwas von der Geistesgewalt dieses Propheten unserer Tage verspüren läßt! So hat sich auch kein Späterer mehr so eigentlich an die Aufgabe herangewagt, Johann Christoph Blumhardt neu zu zeichnen. Während Heinrich Lhotzky unter dem sensationellen Titel „Der

Wunderpfarrer" einen wörtlichen Auszug aus Zündels Lebensbild ohne Nennung des Urbildes widerrechtlich veröffentlichte, verzichtete Leonhard Ragaz, der Schweizer religiös-soziale Führer, in seinem Buche „Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt Vater und Sohn — und weiter" auf ein Lebensbild des Vaters Blumhardt ausdrücklich mit dem Hinweis, daß es keinen Sinn habe, einen Auszug aus Zündel zu geben, dieses reiche Originalbild eines Meisters auf eine matte Skizze zu reduzieren.

Eugen Jäckh, in Bad Boll aufgewachsen und jetzt württembergischer evangelischer Pfarrer, versucht nun trotzdem in seinem Buche „Blumhardt Vater und Sohn und ihre Botschaft" ein solches kurzes, nach Zündel gezeichnetes Lebensbild des Vaters Blumhardt zu geben. Jäckh läßt sich dabei wohl von der berechtigten Annahme leiten, daß ohne des Vaters Leben das Leben des Sohnes, welches durch Jäckh zum ersten Male eine etwas eingehendere Darstellung erfährt, kaum verständlich sein könne. Den Vergleich mit Zündels Buch kann diese kurze Lebensbeschreibung in keiner Weise aushalten. Zündel läßt die Gestalt Blumhardts aus dem heimatlichen schwäbischen Boden und dem schwäbischen pietistischen, durch die Namen eines Bengel und Ötinger bezeichneten Lebensgrund herborwachsen; er begleitet ihn durch alle Stationen seines Lebens: die von der Bibel erfüllte erste Jugendzeit, das Leben in der Klosterschule Schöntal und im Tübinger theologischen Stift, die Wirksamkeit als Vikar und an der Baseler Mission und schließlich sein Ringen und Kämpfen auf seinem eigentlichen Wirkungsfeld, in der am Rande des württembergischen Schwarzwaldes gelegenen Gemeinde Möttlingen. Jäckh hingegen setzt nach einer für ein Lebensbild ungeeigneten, kleineren erbaulichen Betrachtung mit der Schilderung des Zustandes der Gemeinde Möttlingen unter Blumhardts Amtsvorgänger ein und holt dann erst kurz die Entwicklung des jungen Blumhardt nach.

Die Bedeutung Möttlingens für die von den Blumhardts ausgehende Bewegung liegt in dem sich über zwei Jahre hinziehenden Ringen Blumhardts mit der geistigen Erkrankung eines Gemeindegliedes, der Gottliebin Dittus, das in seiner dämonischen Gewalt an neutestamentliche Geschichten von der Heilung Besessener erinnert und von Blumhardt immer als der entscheidende Durchbruch göttlicher Lebensmächte in sein Wirken betrachtet und als der Kampf bezeichnet worden ist. Dieser Kampf, der schließlich mit der geistigen und leiblichen Heilung der Kranken endete und der Beginn einer die ganze Umgegend erfassenden Erweckungsbewegung war, kann nur in Zündels Buch wirklich nacherlebt werden, sofern das überhaupt möglich ist. Auch das dann einsetzende, an urchristliche Zeiten erinnernde Gemeindeleben mit seinen Gemeinschaftsabenden, seiner unbegrenzten Gastfreundschaft und seiner sittlichen Läuterung der ganzen Gegend ist so wertvoll, daß die knappen Andeutungen in Jäckhs Buch nicht genügen und man doch immer wieder zu Zündel greifen muß. Selbst bis in die Jugendzeit des Sohnes Blumhardt hinein, welche doch von Jäckh viel eingehender dargestellt wurde, ist Zündels Lebensbild wegen seiner lebendigen, geisterfüllten Schilderung bei weitem vorzuziehen. Ein Beispiel: Die von Zündel so lebendig erzählte Geschichte, wie der ältere Blumhardt in banger Sorge bei einem Besuch in Stuttgart seine Söhne im Zirkus sucht und dort freundlich anruft, ist von Jäckh nur als Tatsachengerippe gebracht, ohne daß man von den Gemütserregungen des Vaters etwas erfährt. Damit aber ist sie um ihren seelischen Gehalt gebracht. Eine Kleinigkeit, die aber zeigt, wie Zündel in besonderer Weise Menschenleben zu schildern versteht und darin von Jäckh nicht erreicht wird.

Aber Jäckhs Blumhardt-Buch macht als erstes und bisher einziges den Versuch, etwas eingehender auch das Leben Blumhardts des Sohnes darzustellen; deswegen ist es heute für jeden, der diese Persönlichkeit in ihrer überpersönlichen Bedeutung kennen lernen will, unentbehrlich. Der Sohn Blumhardt wuchs in Bad Boll, der späteren Wirkungsstätte seines Vaters, zunächst ganz in dessen Schatten auf und wird nach dem Tode des Vaters in allem sein geistiger Erbe und Nachfolger. Nun greift er, durch die Zeitbewegung veranlaßt, aber im Bewußtsein göttlicher Berufung, weit stärker eine Zeitlang in das öffentliche Leben ein. Sein religiöses Verständnis für die Not und das Gerechtigkeitsverlangen der proletarischen Massen führte ihn, den gläubigen evangelischen Pfarrer, 1899 zum Sozialismus. Jahrelang war er einer der ganz wenigen sozialdemokratischen Abgeordneten im württembergischen Landtag, ohne damit ein Parteimensch im

engen Sinne zu werden. Er wollte damit seine Christusbotschaft mitten in der Welt auch durch die Tat ausleben. Es hat ihn den Verlust des Pfarrertitels gekostet, ohne daß er damit etwa zum Kirchenfeind geworden wäre. Allezeit hat er einen Kampf für das lebendige Reich Gottes gegen alle erstarrte bloße Kirchlichkeit geführt, aber er blieb ein Glied der Kirche, in der er aufgewachsen war. An seinem Grabe standen neben vielen bewußten Christen drei Führer der Sozialdemokratie, um ihm zu danken für das, was er „in seiner aufrichtigen, menschlich hohen Frömmigkeit ihnen gewesen war". So ist in Christoph Blumhardts Persönlichkeit einmal ein tiefer Ausgleich, eine wesenhafte Berührung zweier Welten verwirklicht gewesen, die sich sonst, kraft eines besonderen geschichtlichen Verhängnisses, in Deutschland meist auszuschließen und zu bekämpfen pflegen: das Christentum und die sozialistische Arbeiterbewegung.

Die Botschaft dieser beiden Blumhardts irgendwie in Worte zu fassen, ist schwer. Jäckh versucht es im zweiten Teil seines Buches, aber ohne damit den Leser wirklich fesseln zu können. Es geht doch zuviel von dem inneren Leben verloren, wenn man die Aussprüche der Blumhardts in die verschiedenen Kategorien bringt, wie es hier geschieht.

Ragaz und Thurneysen, zwei in sich so verschiedene Vertreter der schweizerischen religiös-sozialen Bewegung, versuchen dasselbe, beide in ihrer Art, indem sie Blumhardtsche Gedanken mit eigenen verbinden und so eine eigenartige, lebendige, den einfachen Leser aber leicht irreführende Verschmelzung mit bestimmten in unserer Zeit wirkenden Kräften herbeiführen. Ragaz ergreift die Botschaft Blumhardts mehr enthusiastisch-aktiv, während Thurneysens problematisch-kritische Haltung auch durch dies Büchlein hindurchschimmert. Beide Blumhardt-Bücher setzen viel voraus und kommen daher nur für größere volkstümliche Büchereien mit einer mannigfach zusammengesetzten Leserschaft in Betracht; in kleineren Verhältnissen und gegenüber einer nicht differenzierten Leserschaft können sie nur verwirrend wirken. Weiter verbreitet sind die kleineren, oben angeführten Auswahlbände der Schriften, Predigten und Andachten der Blumhardts. Sie werden ersetzt durch eine nunmehr erscheinende größere Auswahl aus Christoph Blumhardts Predigten, Andachten und Schriften, die Leseune besorgt, welcher Blumhardt persönlich zwar nicht gekannt hat, aber Blumhardts Freundin und Mitarbeiterin, der Schwester Anna, nahegestanden hat. Die Ausgabe ist auf fünf Bände berechnet und wird die ganze Persönlichkeit und Botschaft Blumhardts wieder erstehen lassen, so gut das möglich ist. Zuerst wurde der zweite Band der ganzen Ausgabe veröffentlicht, welcher Predigten und Andachten aus den Jahren 1888–1896 enthält, also aus einer Zeit, in der Christoph Blumhardt nach einer schweren Erkrankung eigentlich erst zu seiner vollen prophetischen Auswirkung gelangte.

Die große Ausgabe bringt nunmehr eine Fülle abgerundeter, in sich geschlossener Predigten und Andachten, meist im Anschluß an ein Bibelwort, das dadurch neu aufleuchtet. Das Buch ersetzt daher mehr oder weniger die kleinen Auswahlbände. Ernsthafte Leser werden sich durch den weit größeren Umfang nicht abschrecken lassen. Die Anschaffung der Leseuneschen Gesamtausgabe Blumhardts in den einzelnen nach und nach erscheinenden Bänden ist daher allen größeren Büchereien zu empfehlen, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß wohl nur wenige religiös suchende Menschen zu solchen Büchern greifen werden. Die „Hausandachten" und die „Abendgebete" sind ihrer Natur nach Bücher, die in der Familie selbst zur täglichen Benutzung vorhanden sein müssen, die deswegen als Leihbücher für die Bücherei kaum in Frage kommen. Koch

* * *

Carl Hilty, Vom Sinn unserer Zeit. Eine Auswahl aus den Schriften Carl Hiltys. Berlin 1927, Furche-Verlag. 213 Seiten. Preis 4.50 M.

Der Schweizer Staatsrechtslehrer Hilty gehörte zu denen, die in einer Zeit, in der die dämonischen Mächte des Tages die Menschen recht eigentlich versklavt hatten, ohne Zweifel und Wanken festhielten im Glauben an die Macht des Geistes und seiner christlichen Verkündigung. Da er seine Gedanken einfach, schlicht und mit der zwingenden Gewalt auszusprechen vermochte, die nur dem eignet,

dessen Herz ganz unmittelbar das Wort diktiert, wurden seine Schriften vielen Suchenden eine Quelle der Erbauung und des Trostes.

Daß Hilty aber mehr war als ein bloßer Erbauungsschriftsteller, zeigt dieser Auswahlband. In ihm offenbart sich eine fast prophetisch zu nennende Gabe, die Zeit und ihre Probleme zu durchschauen und deren künftige Gestaltung zu ahnen. Und zwar ist es sein eigentümliches Vermögen, jede dieser Fragen — sei es die soziale, die imperialistische oder die des Sozialismus — als eine letzthin religiöse zu erkennen, wie er die Lösung auch nur von einem neuen Besinnen auf den tragenden Urgrund alles Geschehens und von einem gehorsamen Tun des als wahr Erkannten erhofft. Zweifellos werden auch heute viele Menschen seine Lösungen und Problemstellungen nicht anzunehmen vermögen. Immerhin aber ist doch ein Gefühl für ihre Bedeutung jetzt eher zu erwarten als zu der Zeit, da sie geschrieben wurden. Doch wie dem auch sei: Sie harren des Zweiflers und seiner Auseinandersetzung mit ihnen, und sie stehen bereit, den Vertrauenden zu trösten, zu stärken und aufzubauen.
Erich Thier

Martin Buber, Die Chassidischen Bücher. Hellerau 1928, J. Hegner. XXXI und 717 Seiten. Preis geb. 15.— M.

Der Chassidismus ist eine sehr ernste religiöse Bewegung, die unter den Juden Osteuropas im 18. Jahrhundert entstand und bis an unsere Zeit heran lebendig blieb. Er hat seinen literarischen Ausdruck in Kurzgeschichten gefunden, die unter den Anhängern der Bewegung von Geschlecht zu Geschlecht zunächst mündlich und dann in Traktatform überliefert wurden.

Martin Buber hat einen großen Teil seiner Lebensarbeit daran gewandt, die fast unübersehbare Zahl dieser Geschichten zu durchforschen und die lebendigsten von ihnen in eine Form zu bringen, die auch denen etwas sagt, die nicht in der jüdischen Tradition stehen. Buber hat damit allen Menschen, die nach echtem religiösen Schrifttum verlangen, einen großen Dienst getan.

Dieser Sammelband enthält alles, was Buber bisher über dies Thema veröffentlicht hat; er ist bis auf wenige Stücke für besinnliche Leser ohne Mühe zugänglich.
Becker

Predigten sozialistischer Geistlicher Deutschlands. Karlsruhe-Rüppurr 1928, Verlag der religiösen Sozialisten. 80 Seiten. Preis 1.20 M. (Schriften der religiösen Sozialisten, Nr. 4.)

Die in diesem Heft zusammengefaßten 15 Predigten bieten eine erste Auswahl aus der Predigttätigkeit der religiös-sozialistischen Pfarrer. Sie ist schon deshalb beachtlich, weil sich in ihr der Gedanke evangelischen Christentums (verschiedenster theologischer Richtung) mit der Forderung verbindet, die Gesellschaft im Sinne der sozialistischen Ideale umzugestalten. Es ist nicht zu verkennen, daß die Synthese dieser beiden geschichtlich immerhin weit voneinander abliegenden Motive nicht überall gelungen ist, aber gerade auch in dieser Zwiespältigkeit ist das energische und durch und durch ehrliche Bemühen dieser Männer beachtlich. Anderseits sind die Predigten für den Bibliothekar wichtig, da auch mancher bewußte Anhänger sozialistischer Gedanken und Bestrebungen nach religiöser Nahrung sucht.
Becker

Alfred Dedo Müller, Religion und Alltag. Die Krisis des Realismus und ihre Überwindung als Lebensproblem. Berlin 1927, Furche-Verlag. 191 Seiten. Preis 4.80 M.

Der Mensch, der allein in der Welt der ihn umgebenden Dinge lebt und nicht auch nur den Versuch macht, sich geistig darüber zu erheben, ist in dieser Zeit sehr häufig anzutreffen, ja er kann sogar als einer ihrer Repräsentanten angesehen werden. Er sieht die Irdischkeit des Tastbaren, Greifbaren und Sichtbaren und das, was er an elementaren Trieben in sich spürt, als die Wirklichkeit selbst an. Solche Zeiten, in denen Ideen — und gar religiöse Ideen — das Leben in erster Hinsicht beherrschen, sind ihm überwundene. Er weiß sich frei von solchen Bindungen, und mit naivem Stolze nennt er sich deshalb den fortgeschrittenen Menschen. In äußerer Hinsicht dokumentiert sich ihm sein Fortschritt in der un-

geahnten Entwicklung, die die Technik erfahren hat. Ein Zeichen seiner gesteigerten inneren Freiheit scheint ihm vor allem seine Auffassung des Geschlechtslebens zu sein. In den neueren Eros-Spekulationen sieht er besonders deutlich die Überlegenheit seiner Position etwa über die des Mittelalters, wo nach seinem Dafürhalten finstere religiöse Vorstellungen das Triebleben hemmten, ja gar verbogen und nicht zu seiner eigengesetzlichen Auswirkung gelangen ließen.

Wie kommt es nun, daß der Realist — so nennt sich dieser Mensch gern selbst — dabei doch nicht zufrieden ist? Sein Optimismus darf nicht täuschen. Er ist nur die oft recht dünne Decke, die seine innere Unrast verbirgt. Diese Unrast läßt ihn nie verweilen, sie zwingt ihn, von Begierde zu Genuß zu eilen und in schnellem und schnellerem Wechsel Neues zu erleben. Es ist nicht anders: Hier wird der übersehene, ja verachtete Gedanke der Ewigkeit wieder lebendig. Aber da das höhere geistige Leben dieser nicht mehr entgegenwächst, verfiel ihr das niedere der Triebe und Begierden. Das ist die wahre Situation des Realisten: Im Stoffe sucht er das Ewige, und da er es dort nicht findet, ist ewiger Wechsel des Stoffes und des Erlebens sein Los. Der Realist ist friedlos. Gott kennt er nicht mehr, dafür aber dient er Götzen. Die Mode, die Erotik, die Politik — oder was es sonst sei — sind seine strengen Herren geworden. Ihnen gehört der zeitgenössische Mensch an. Sie halten ihn fest, und so sehr haben sie ihn verzaubert, daß er oft meint, es sei sein eigener Wille, der sie wählte.

Zuweilen freilich ahnt der Realist, daß seine Seele Schaden gelitten hat. Das ist dann, wenn ihn der Ekel anfällt und er erschreckend merkt, daß die Häufung der Erlebnisse nur dazu führt, daß seine Erlebenskraft abstumpft und ihm alles grau und alltäglich wird. „Wo uns eine Gegebenheit im Innersten fremd, widerstrebend und tot ist, wird sie zum Alltag." „Alltag ist dem Menschen ewig unerträglich. Es ist buchstäblich eine Existenzfrage für ihn, daß er überwunden werde. Unüberwundene Alltäglichkeit ist ein Verwesungsvorgang."

Wie soll der Realist die Alltäglichkeit überwinden, da er ja nicht zu ihrer Ursache durchzudringen vermag? Hier muß nun die Arbeit derer einsetzen, die noch von geistigen Werten wissen. Sie müssen jetzt mehr denn je aufmerken; denn so groß die Zahl der Realisten der geschilderten Art noch ist, die Herrschaft des Realismus selbst ist erschüttert. Vielen der von ihm Beherrschten ist er nicht mehr selbstverständlicher Inhalt des Lebens; manche fühlen sich dunkel schuldbewußt. (Das kann auch dazu führen, daß sie nun erst recht Vergessen und Rausch suchen. Aber hier darf nichts täuschen. Es geschieht dies nicht mehr naiv, es ist schlechtes Gewissen dabei.) Noch an einer anderen Stelle ist zu spüren, daß die Herrschaft des Realismus bedroht ist. Die Stärke und Sicherheit seiner Gegner ist gewachsen. Geruht hat der Kampf gegen ihn nie. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wurde er aber immer mehr zum Rückzugsgefecht. Das rächt sich heute oft bitter. Die Mächte, die dem Realismus mehr und mehr Konzessionen machten, spüren nunmehr, daß sie durch ihn in vieler Hinsicht ihres Sinnes beraubt wurden. In dem Maße, in dem sie die Würde ihres Auftrages abschwächten, sank ihre Macht. Heute aber, wie schon gesagt, beginnt der Kampf erneut. Sind auch die alten Lager wider den Realismus noch nicht durchgehend mit neuen Streitern erfüllt, so haben doch einzelne Kühne die alten Positionen wieder besetzt.

Die Grundanklage gegen den Realismus ist nun die, daß er ja gar nicht die Wirklichkeit sieht, sondern daß er den äußeren Schein dafür genommen hat. Es ist wieder ein Bewußtsein dafür da, daß die wirkliche Wirklichkeit gewissermaßen geistiger Natur ist und ihre tragende Kraft von Gott hat. Wird aber Gottes Wirklichkeit und ihre Offenbarung geglaubt, dann vergehen die Dämonen der äußeren, falschen Wirklichkeit und ihre Macht schwindet. Von Gott aus gesehen, wird die Erlebenswelt des Realisten durchsichtig, durchsichtig wird auch das Herz des Realisten; dieses und seine Welt werden als arm und hilflos erkannt.

Das vorliegende Buch ist ein Zeugnis des sehenden und wissenden Geistes, dessen Vermögen eben beschrieben wurde. Seine Aufgabe ist aber nicht damit erschöpft, daß es das Unvermögen des Realismus aufweist. Oder besser: indem es dies tut, stellt es dadurch gleichzeitig eine Aufgabe. Der Realismus kann nicht erkannt werden, ohne daß seine Gegenposition, die geistige, religiöse Realität ihm entgegengesetzt wird. Indem das geschieht, wird aber zugleich eine Entscheidung von dem Menschen gefordert, dem der Gegensatz gezeigt wurde. „Schließlich handelt es sich in aller Religion um die Frage des Gehorsams gegen Gott. Und

zwar zeigt nun vollends die christliche Antwort, daß es sich dabei nicht um ein Problem neben anderen Problemen handelt, sondern daß die Frage, wie wir Gott gehorsam werden, schlechterdings die Grundfrage ist, die alles andere Fragen überhaupt erst möglich macht. Sie taucht unentrinnbar überall dort auf, wo das Leben seinem innersten Zug folgen und sich voll ausleben will. Das ist erfahrungsgemäß nur dort möglich, wo es einen Sinn- und Existenzgrund findet, zu dem es sagen kann: ‚Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde'. Er kann nun entweder in Gott oder in einem Götzen gefunden werden. Diese Grundentscheidung schwingt in allem unserem Reden und Handeln mit. Sie ist in allem Leben, wenn auch meist in unentfalteter und unbewußter Form, enthalten. Jeder Mensch lebt entweder von Gott oder von einem Götzen."

Damit ist die Aufgabe gestellt und das Ziel gewiesen. Die Entscheidung kann aber nicht hier, sie muß von jedem Leser vollzogen werden.

Mit dem Aufzeigen der inneren Problemstellung des Buches ist die Besprechung desselben wesentlich zu Ende. Es mögen aber noch einige erläuternde Anmerkungen folgen. Der Verfasser ist Theologe. Sein Beruf zwingt ihn, gewissermaßen gegen zwei Fronten zu kämpfen. Die eine ist die des autonomen Realismus, von dessen Wesen im vorigen gesprochen wurde. Dann aber wendet sich das Buch auch an die noch nicht zum Bewußtsein ihrer wahren Aufgabe erwachte Kirche. Der Leser der öffentlichen Bücherei wird vielleicht mehr der erstgenannten Haltung wegen zu dem Buche greifen. Es ist aber zu begrüßen, daß er auch die Stimme um Verlebendigung der Kirche hört.

Die besonderen Problemstellungen des Buches führen für manchen Leser eine gewisse Erschwerung der Lektüre herbei. Der Verfasser hat dies selbst gespürt. „Wer die Stellung der Religion im Leben hinnimmt", schreibt er, „wie sie nun einmal ist, muß diese Betrachtungen nach zwei Seiten hin als gewagt empfinden: sie müssen ihm für den Laien zu theologisch und für den Theologen zu laienhaft vorkommen." Der Leser der öffentlichen Bücherei wird in theologischer Hinsicht zumeist Laie sein. Er wird deshalb gewisse Schwierigkeiten zu überwinden haben, die er aber dadurch mindern kann, daß er erst die konkreten Auseinandersetzungen des Verfassers mit den Problemen der Mode, der Erotik und der Politik liest, ehe er zu den grundsätzlichen Teilen des Buches übergeht.

Der tiefe Ernst und die innere Wahrhaftigkeit des Werkes lassen ihm viele Leser wünschen. Ganz würde es seinen Zweck erfüllen, wenn darunter einmal an der inneren Kraft des Realismus zweifelnd gewordene Menschen wären, dann aber auch solche, die Kirche und Religion glauben ablehnen zu müssen. Sie lernen hier einen Gegner kennen, mit dem zu kämpfen sich lohnt. Erich Thier

Friedrich Wilhelm Foerster und die wirkliche Welt. Herausgegeben von Alfred Dedo Müller. Erlenbach-Zürich o. J., Rotapfel-Verlag. 282 Seiten. Preis 5.– M.

Friedrich Wilhelm Foerster wurde und wird seiner politischen Haltung wegen stark bekämpft. Und zwar sind es nicht allein die noch immer imperialistischen, nach dem Machtstaat sehnlichst verlangenden Kreise, die ihn angreifen. (Diese müssen es schicksalsmäßig tun, wie sie auch jede anders gerichtete versöhnliche und pazifistische Haltung ablehnen müssen.) Nein, Foerster wird angeklagt oder zum mindesten nicht verstanden auch von solchen, die sich von seinen religiösen und pädagogischen Schriften lebendig angesprochen fühlten. Sie, die zutiefst davon überzeugt sind, daß auch Deutschland von der großen Weltkrankheit des Imperialismus befallen war, die heute bereit sind, Deutschlands schweres Geschick zu ihrem Teil als Buße auf sich zu nehmen, hören ratlos und verwirrt, daß Foerster Deutschlands Anteil an der Gesamtschuld überbetone, und daß er, verblendet, nicht scheue, den französischen Imperalismus in seinem Kampfe gegen das militaristische Deutschland einzusetzen. Sie fürchten, daß Foerster den Dämonen, die er da anruft, unterliegen muß, und daß er nicht allein sein Werk zertrümmert, sondern auch das christliche Versöhnungswerk stört.

Die so fragen und so sich sorgen, werden das vorliegende Buch begrüßen, das Aufklärung über den „Fall Foerster" verspricht. Diese Aufklärung wird in einer besonderen Weise gegeben. Politiker, Erzieher, Theologen, Evangelische und Katholiken, die an irgend einer Stelle ihres Lebensweges Fr. W. Foerster

begegneten, haben sich zusammengetan, um davon zu berichten, was alles ihnen Foerster gab. So verschiedene Seiten des ausgedehnten Foersterschen Werkes sie besprechen, und so verschieden sie ihn sehen, in einem sind sie doch einig: Foerster ist ihnen der Streiter für die christliche Wahrheit. Diese gibt seiner Pädagogik Gehalt und gibt ihm zum mindesten die Berechtigung, auch auf dem Gebiete der Politik christlich zu wirken.

Soweit Foerster dieser Wahrheit gehorcht und nur sie verkündet, stehen sie zu ihm. Daß sie zuweilen zurücktreten, Unzuständigkeit bekunden oder gar auf Schwächen und Fehler hinweisen müssen, beweist fast, daß er es nicht immer tat, sondern zuweilen seiner menschlichen, endlichen und dem Irrtum unterworfenen Einsicht folgte statt der göttlichen Botschaft. Im tiefsten der Aufsätze des Buches (er stammt von dem ehrwürdigen, nunmehr verstorbenen württembergischen Pfarrer Schlunk) wird dies so ausgedrückt: „Um den Menschheitsgedanken will er (Foerster) sammeln. Er gibt damit der Menschheit an sich eine Ehre, die nur der wiedergeborenen Menschheit zukommt. Die Menschheit an sich wird von der Schrift sehr niedrig gestellt; ihre Ehre ruht nur in der Inkarnation Christi. Wohl wirkt Foerster von seinem integren Glauben an den inkarnierten Gottessohn aus seine Ordnungsrufe in den internationalen pazifistischen Heerhaufen, der sich gebildet; aber er kann doch nicht verhindern, daß aus seinen Organen Äußerungen aufsteigen, die vom Kreuz keine Ahnung haben und jeden Christen peinlich und anstößig berühren". „Wohl mag es Foerster gelingen und bei vielen gelungen sein, den kleineren nationalen Götzen mit dem größeren Götzen der Menschheit zu erschlagen. Aber ein Götze bleibt auch dies, und aus dem Götzendienst und aus einer gottlosen Politik kommen wir so nicht heraus. Auch ich muß mich infolgedessen in der Kontroverse Foersters mit Karl Barth ganz auf die Seite Barths stellen, welcher sagt, Foerster wolle Gott gebrauchen, aber Gott ließe sich nicht gebrauchen."

Wird eine solche Haltung Foerster nicht gerechter als das Haßgeschrei, das wenig nach Gründen fragt, gerechter aber auch als die ratlose Verzweiflung an ihm, die das ebensowenig tut? Ohne Zweifel ist es so. Diese Haltung, hinter der die Liebe steht, die bessern möchte, bedeutet aber auch zugleich ein härteres Gericht für Foerster, als alle politische Leidenschaft es ihm schaffen kann.

Diese Haltung bedeutet für den an Foerster Zweifelnden zugleich aber eine Erklärung und somit Erleuchtung. Sie zeigt ihm, was an Foerster schwach ist und was ihm gefährlich werden kann. Sie verdammt aber nicht und läßt das Echte bestehen. „Prüfet alles und das Beste behaltet" — das ist die Stellung, die dem somit angeraten wird, der Foersters Ruf vernimmt. Wir wollen uns doch wirklich besinnen: Foerster hat zweifellos kühn und geschickt alt-neue Wahrheiten vertreten, und viele seiner Schriften haben lebendig gewirkt und vermögen das auch heute noch zu tun. Das soll und darf nicht vergessen werden. Daß das Buch dies wiederum bestätigt, macht seinen großen Wert aus und gibt ihm Bedeutung auch für die künftige Zeit, in der Foerster zeigen muß, ob er seiner echten Mission treu blieb oder ob er wirklich abgefallen ist und den Versuchungen der Politik erlag.[1] Erich Thier

Karl Heim, Das Wesen des evangelischen Christentums. Zweite, veränderte Auflage. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. 123 Seiten. Preis 1.80 M. (Wissenschaft und Bildung.)

Eine recht empfehlenswerte Darstellung evangelischen Christentums vom Standpunkt eines modern-positiven Theologen. Auch die Gedanken Barth-Gogartens werden mit berücksichtigt. Heim hat aber genügend eigenes religiös-theologisches Gepräge, um ihnen selbständig gegenüberzustehen. Die Schrift ist aus einer öffentlichen Vorlesung entstanden und nicht schwer zu lesen.

Dem suchenden evangelischen Menschen, der den Zusammenhang mit der Kirche und ihren dogmatischen Voraussetzungen noch nicht verloren hat, kann das Büchlein Anregung, Hilfe und Festigung geben. Den der Theologie ebenso wie der Kirche Entfremdeten werden die Darstellungen nicht überzeugen, weil sie zu viel Christliches voraussetzen. Becker

[1] Vergleiche hierzu auch die Besprechung des Foersterschen Buches „Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel" in „Hefte", 11. Bd., S. 209f.

Der Protestantismus der Gegenwart. Herausgegeben von G. Schenkel. Stuttgart 1926, Friedrich Bohnenberger. 809 Seiten mit Abbildungen und Tafeln. Preis geb. 38.50 M.

Die Absicht dieses Buches ist: der evangelischen Christenheit der Gegenwart die Fülle ihres Bestandes und den Reichtum ihres Geistesbesitzes deutlich vor Augen zu führen, das gegenseitige Verständnis zu fördern, die Erkenntnis der großen gemeinsamen Aufgaben zu mehren, das Pflichtgefühl der Protestanten gegenüber dem evangelischen Christentum und den protestantischen Kirchen zu schärfen und zugleich das Verantwortungsgefühl der ganzen Christenheit gegenüber der Menschheit zu vertiefen.

Dieser Absicht zu dienen, sind in diesem Werk 29 Beiträge, meist von Theologen, zusammengefügt, in denen die wichtigsten theologischen und kirchlichen Fragen von bekannten Führern der verschiedenen protestantischen Kirchen behandelt werden. Auch allgemeine kulturpolitische Fragen werden erörtert, soweit sie Beziehung zum religiös-kirchlichen Gesamtgegenstand des Buches haben. Im ganzen sind die Darlegungen reich an Gehalt und für den interessierten Laien verständlich geschrieben. In dem Werk spiegeln sich die lebendigen Kräfte des heutigen Protestantismus. So würde ich glauben, daß es in größeren Büchereien, auch wo sonst keine Nachfrage nach kirchlich-religiöser Literatur vorliegt, durchaus am Platz wäre. Und für kleinere Büchereien an Orten, wo kirchlich-evangelisches Leben stark ist, würde es gleichfalls zu empfehlen sein.

Dem Buch sind recht gute Bildreproduktionen beigegeben, die im einzelnen erfreuen. Allerdings bleiben sie meist ohne rechte Verbindung mit dem Text des Buches.

(Der Originaleinband, in dem das Buch mir vorliegt, ist schrecklich. Man bestelle es broschiert und lasse es — schon wegen der Schwere des Buchblockes — recht fest binden.) Becker

Rudolf Eucken, Können wir noch Christen sein? Neudruck. Berlin 1927, W. de Gruyter. 235 Seiten. 4.50 M.

Im Unterschied zu dem oben genannten Heim geht Eucken von dem Standpunkt des kirchlich-dogmatisch ungebundenen Menschen an seine Themafrage heran. Seine Antwort ist, „daß wir es nicht nur können, sondern sein müssen" (nämlich Christen sein). — „Aber wir können es nur, wenn das Christentum als eine noch mitten im Fluß befindliche weltgeschichtliche Bewegung anerkannt, wenn es aus der kirchlichen Erstarrung aufgerüttelt und auf eine breitere Grundlage gestellt wird."

Vieles in diesem Buch, das zuerst 1911 erschien, würden wir heute, unter der Wirkung der geistigen Bewegungen der Kriegs- und Nachkriegszeit, anders ausdrücken, und doch haben auch in den damaligen Formulierungen die Gedanken Euckens ihre lebendige Bedeutung nicht verloren. Insbesondere für religiös suchende Menschen, die den bleibenden Sinn der Vorkriegsphilosophie erlebt haben, wird das Büchlein seinen Wert haben. Becker

Theodor Haecker, Christentum und Kultur. München 1927, Kösel & Pustet. 274 Seiten. Preis geb. 7.— M.

Ein Aufsatz über die gegenwärtige protestantische Theologie (Christentum und Kultur). Zwei Aufsätze über Kierkegaard, einer über den Kardinal Newman. Je einer über Thompson und Scheler.

Die Bedeutung dieses Buches für uns scheint mir nicht so sehr in dem vielen Klugen und Anregenden zu liegen, das Haecker zum Verständnis dieser Themen und Denker sagt; seinen eigentlichen Beitrag sehe ich vielmehr in der klaren Herausarbeitung katholischer Haltung dem Zeitproblem „Christentum und Kultur" gegenüber, worüber jeder der einzelnen Aufsätze, anläßlich seines besonderen Gegenstandes, spricht. Die Art, wie sich in dieser Erörterung ein starker Wille zu positiver Gläubigkeit ausspricht, wird für alle die Leser stärkend und tröstlich sein, für die Christentum und Kultur Gegensätze sind und die unter diesem Gegensatz leiden. Diejenigen, die nur protestantische Theologie kennen, können einen sehr lebendigen Eindruck vom modernen katholischen Denken erhalten, und wer an dem Schaffen der modernen protestantischen Theologie selbst teilnimmt, wird sich mit

den Einwänden, die Haecker von seinem katholischen Standpunkt aus gegen die protestantische Denkweise erhebt, sehr ernstlich auseinandersetzen müssen.

Als Zeitdokument scheint mir das Buch dieses Neukatholiken (er ist, soviel ich weiß, unlängst zum Katholizismus übergetreten) von großer Bedeutung zu sein, die dadurch noch verstärkt wird, daß Haecker nicht nur ein sehr ernsthafter Denker, sondern auch ein vorzüglicher Stilist ist, also gewiß auf empfängliche Leser, die der Stärke seines Denkens gewachsen sind, Eindruck machen wird. In größere Büchereien gehört das Buch wegen seines Charakters als Zeitdokument, in kleinere, soweit bei der Leserschaft die Fragen des Christentums und der Kirche Interesse finden, um seiner beachtlichen Beiträge zu diesen Fragen willen.

Becker

*

Nikolaus Berdjajew, Der Sinn der Geschichte. Versuch einer Philosophie des Menschengeschickes. Mit einer Einleitung des Grafen H. Keyserling. Darmstadt 1925, Otto Reichl. 308 Seiten. Preis geb. 12.– M.

Vor dem Kriege schien es, als wäre der Europäer, zum mindesten der Deutsche, der Fähigkeit verlustig gegangen, seine Geschichte und die gesamte Weltgeschichte als sinnvoll anzusehen. Dann kam aber Spenglers erschütterndes, wenngleich in mancher Hinsicht fragwürdiges Werk, und seitdem ist die geschichtsphilosophische Besinnung wieder tätig — beinahe zu produktiv, möchte man im Hinblick auf manches der neuesten Werke sagen. Genau besehen, gab aber auch Spengler der Geschichte keinen Sinn; im Gegenteil, radikaler, als es je geschehen war, leugnete er einen solchen. In erhabener Sinnlosigkeit sieht er ja, Pflanzen gleich, die Kulturen erblühen und sterben, jede der anderen fremd, und jede sich selbst, aber auch nur sich selbst, genügend.

Ist das nun das Letzte, was wir als Antwort auf die uns doch bedrängende Frage nach dem „Warum?" unseres Daseins im Ganzen des Weltlaufes zu glauben wagen?

Nikolaus Berdjajew, ein im Exil lebender antibolschewistischer Russe, verneint dies in erstaunlicher Weise. Er greift gleichsam die Gedanken des frühen Mittelalters wieder auf, spricht sie als lebendige an und wagt es, den Europäern des 20. Jahrhunderts eine religiöse Deutung des Weltgeschehens vorzutragen.

Zweierlei, sagt er, ist bei der Geschichte zu unterscheiden, obwohl es in letzter Hinsicht nur eines ist: ihr Plan und ihr wirklicher Ablauf. Der Plan ist der Gedanke Gottes selbst, ihr Ablauf wird gestört, gehemmt und unerforschlich doch vorwärtsgetrieben durch die Fähigkeit des Menschen, zu irren und abzufallen. Mit anderen Worten: die Geschichte ist ein einziges großes Mysterienspiel, und das große Mysterium darin ist das, was dem endlichen Auge so gegensätzlich erscheint: die Vorbestimmung und die menschliche Freiheit. In Tiefen aber, die nur der Glaube ausmißt, fällt dies zusammen. Das „Begreifen der inneren Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen als eines Dramas der freien Liebe enthüllt und erschließt die Quellen der Geschichte". Ganz kann dieser Gedanke nur begriffen werden, wenn er mit einem zweiten, dem des Endes der Geschichte, verbunden wird. Und zwar darf dieses Ende nicht naturalistisch als ein bloßes durch äußere Ursachen bedingtes Aufhören angesehen werden, sondern christlich als die endgültige Offenbarung Gottes, als die Überwindung des bösen Prinzips und zugleich alles Kreatürlichen. So beginnt die Geschichte im Ewigen, in ihrem Verlauf ist sie Kampf des Ewigen mit der Zeit, des Lichtes mit der Finsternis, und ihr Ende führt zurück in die Ewigkeit.

Die ganze, seit Jahrhunderten genährte Skepsis des europäischen Menschen muß sich gegen eine solche Geschichtsphilosophie aufbäumen. Seltsam aber ist, daß mancher, ja daß viele der Zweifler doch nicht loskommen von dem Buche; ja, mehr noch, daß es ihnen irgendwie bekannt vorkommt. Sie entdecken, daß in ihnen selbst, in Schichten, die dem Herzen näher liegen als dem Verstande, eine Stimme spricht, der jene Gedanken von alters her vertraut sind. Zweifellos ist diese Stimme seit der großen Erschütterung des Krieges wieder lauter und

vernehmlicher geworden. Zuweilen will sie uns schon einreden, daß sie die Stimme des Verstandes noch übertönen werde. Dagegen aber wehrt sich dieser, ironisch, aber auch verzweifelt.

Es scheint, als könnten wir nicht allzuviel tun bei diesem Streit. Es sind gleichsam übermenschliche Kräfte, die sich da in unserm Innern messen. Wohl aber können wir uns diesen Sachverhalt deutlicher und bewußter machen dadurch, daß wir die inneren Sinne schärfen, die uns jene Mächte erkennen lassen. Dabei zum mindesten kann uns Berdjajews Buch behilflich sein.

Erich Thier

Kairos. Zur Geisteslage und Geisteswendung. Herausgegeben von Paul Tillich. Darmstadt 1926, Otto Reichl. 483 Seiten. Preis geb. 15.— M.

„Kairos heißt erfüllte Zeit, konkreter geschichtlicher Augenblick und im prophetischen Sinne ‚Zeitenfülle', Hereinbrechen des Ewigen in die Zeit." Verdeutlichen läßt sich der Sinn des mit „Kairos" Gemeinten auch mit Goethes Wort, nach dem das einzig Notwendige ist, „die Pflicht des Tages zu erfüllen". Eine Übersetzung ist das allerdings nicht. Denn wie unser Tag ein anderer ist als der Goethes, so ist auch sein Sinn ein anderer, und so muß das Symbol, das die Fülle seines Wesens bezeichnet, ein anderes sein. „Kairos" stammt aus dem Evangelium — nicht zufällig! —, aber auch das Evangelium in seinem zeitbedingten Sinn kann das heutige Symbol nicht erklären. Denn darum handelt es sich: Was das Griechentum, was Goethes Werk und was das Evangelium bedeutete: ein einmaliges, gestalthaftes Ausdrücken des ewigen Sinnes in der Zeit, das gilt es auch in unserer Zeit zu vollbringen, mit Mitteln unserer Zeit und innerhalb ihrer Aufgaben und Verheißungen. Ob dies mehr im Sinne Goethes oder des gewissermaßen dynamisch verstandenen Evangeliums geschieht, geschehen muß, wird sich erst erweisen. Das vorliegende Buch weist in seinen tiefsten Teilen mehr nach dem letzteren hin.

„Eine Zeit als Kairos betrachten, heißt, sie im Sinne einer unentrinnbaren Entscheidung, einer unausweichlichen Verantwortung betrachten; heißt, sie im Geiste der Propheten betrachten." Erkennen im Sinne des Kairos ist also gleichzeitig ein Handeln gemäß dem Erkannten. Ein Handeln ändert und korrigiert aber immer das Bestehende; und geschieht es im Geiste des Kairos, so ist es zugleich des Bestehenden Gericht. Das Bestehende der letzten Vergangenheit und das, was ihr Sinn gab, ist das kapitalistische System. Der Geist dieses Systems läßt sich bezeichnen als „der Geist der in sich ruhenden Endlichkeit". Dieser Geist schied mehr und mehr das Jenseitige, Überweltliche von der dinglichen Realität und erklärte diese als die einzig wahre. Im Geiste des Kairos stehen, heißt nun, dies als ungeheure Verirrung ansehen, und bedeutet deshalb Kampf gegen jenes System und jenen Geist. Es bedeutet aber zugleich die Entdeckung einer neuen, geistigen Realität. „Gläubiger Realismus" kann deshalb auch gesagt werden statt „Stehen im Kairos". Dieser gläubige Realismus ist also antikapitalistisch. Er ist deshalb nicht sozialistisch, wenn auch Sozialisten sich zu ihm bekennen können. Ein Teil der Mitarbeiter des hier besprochenen „Kairos"-Buches ist auch tatsächlich sozialistisch orientiert. Andere aber, z. B. der im Exil lebende Russe Berdjajew, sind sehr heftig antisozialistisch und vor allem antimarxistisch eingestellt. Das zeigt aber sofort, daß die Kairos-Erfüllten heute eines sichtbaren und darum symbolkräftigen Zieles ermangeln. Einig sind sie allein in der Haltung des Bereitseins und des Wissens darum, daß dieses Ziel, sofern es notwendig ist, ihnen sichtbar wird, denn es „dient der Kairos nicht der Verhüllung, sondern der Offenbarung des Logos".

Der Leserkreis des Kairos-Buches — dessen Anschaffung fraglos befürwortet werden muß — wird verhältnismäßig klein sein. Das liegt schon an der abstrakten, philosophisch-theologischen Sprache der meisten Beiträge und an ihrer schwierigen Gedankenführung. Aber diese äußerliche Schwierigkeit ist es nicht allein, die den Leserkreis beschränkt. Viele der Zeitgenossen sind noch ganz umfangen vom „Geist der in sich ruhenden Endlichkeit" und sind so nicht fähig, das prophetische Wort zu vernehmen. Aber das Buch kann warten, bis sich ihm eine Gemeinde gebildet hat.

Die Besprechung sei nicht abgeschlossen, ohne daß noch darauf hingewiesen wird, daß es nicht unbedingt notwendig ist, die in ihm enthaltenen Aufsätze in der Reihenfolge zu lesen, in der sie gedruckt sind. Es ist vielleicht sogar besser, zunächst mit den kürzeren, konkreteren sozialpolitischen, kunst- und religionsphilosophischen Aufsätzen zu beginnen und vielleicht mit der sehr schwierigen, auch nicht restlos durchgestalteten Abhandlung Tillichs über „Kairos und Logos" die Lektüre zu beenden.

Der Band enthält folgende Aufsätze:

Paul Tillich, Kairos. Ideen zur Geisteslage der Gegenwart; Paul Tillich, Kairos und Logos. Eine Untersuchung zur Metaphysik des Erkennens; Wilhelm Loew, Idealität und Realität; Theodor Siegfried, Phänomenologie und Geschichte; Walter Riezler, Die Baukunst am Scheidewege; Eduard Heimann, Sozialismus und Sozialpolitik; Karl Mennicke, Das sozialpädagogische Problem in der gegenwärtigen Gesellschaft; Heinrich Frick, Der katholisch-protestantische Zwiespalt als religionsgeschichtliches Urphänomen; Nikolaus Berdjajew, Die russische religiöse Idee. Erich Thier

*

Willy Schlüter, Führung. Die Fundamente des Tuns und Führens. Leipzig 1927, Felix Meiner. Zwei Bände. 623 und 405 Seiten. Preis 33.– M.

Schlüter ist freier Schriftsteller. Er gehört zu der gegenwärtig immer zahlreicher werdenden Gruppe von Menschen aus den verschiedensten Berufen, die abseits von den Wegen der akademischen Philosophen über Weltanschauungsfragen nachdenken. Derart entstandene Versuche pflegen sich durch Originalität und enge Berührung mit den Problemen des „praktischen" Lebens auszuzeichnen. Meist fehlt ihnen jedoch das Korrektiv der in der wissenschaftlichen Tradition niedergelegten jahrtausendealten Menschheitserfahrung, und sie verfallen in ungeschulte, eigenbrötlerische Willkür. Beide Eigenschaften solcher „außenseitigen" Philosophie zeigen sich besonders augenfällig an der „Führungslehre".

Auf der einen Seite ist sie wohltuend modern und aktuell. Das Führen oder die Führung hat die innigste Verwandtschaft mit dem heute so beliebten und benötigten Begriff der „organischen Entwicklung". Der Weltprozeß ist nach Schlüter kein mechanisch gleichgeteiltes Kontinuum, sondern eine lebendige Bewegung, die in polare Gegensätze sich zerlegt und im sinnvoll-zweckmäßigen Ausgleich dieser „Spannungen" sich selber vorwärtstreibt. Mit großer Liebe und vielem Scharfsinn spürt die Führungslehre dem Walten dieses Universalgesetzes nach. Es wird aufgezeigt in der Ortsbewegung, dem menschlichen Gehen, welches ein fortwährend sich selbst auffangendes Fallen ist, und in der pflanzlich-tierischen Ernährung, die ein durch das Atmen sich selbst steuernder Verbrennungsvorgang ist.

Das Hauptanliegen Schlüters besteht im Aufweis dieser dialektischen Selbstbewegung im g e s e l l s c h a f t l i c h - g e s c h i c h t l i c h e n Sein der Menschheit. Hier stellt er ein erstaunlich reiches und tiefes Wissen in den Dienst der Bewahrheitung jenes Lieblingsprinzips. Er knüpft an an das „Dreiphasengesetz", das in der Geschichtsphilosophie der Neuzeit eine so große Rolle spielt, und das besagt, daß die Menschheit aus einem Zustand ursprünglich-unbewußter Harmonie durch ein Zwischenstadium reflektiert-kultureller Gehemmtheit und Zerrissenheit zum Endziel selbstbewußter Einheit mit sich und der Welt fortgeht. Dies Gesetz gestaltet er in origineller Weise den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend um. Die bisherige Soziallehre oder Geschichtsphilosophie hat nach Schlüter die natürlichen Unterschiede der Individuen, Familien und Völker in eine abstrakte liberale Gleichheit aller Menschen aufgelöst. Sie war zugleich ausschließlich verstandesmäßig-männlich eingestellt und vernachlässigt die mehr weiblichen Elemente des Gefühls und der Phantasie. Die Führungslehre will „totaler" sein und durch eine Versöhnung des Verstandes mit dem Gefühle, der wissenschaftlichen Objektivität mit der religiösen Innerlichkeit, dem einzelnen erst seine harmonische Einfügung in das Welt- und Menschheitsganze ermöglichen. Der Adept dieser neuen Mysterien des „Lebenstheismus" wird in der im „Kultus" sich vollziehenden Selbstaufopferung

von der „Allplanführung" zum „Mitführen" eingesetzt. Er erhält seinen „Stand", in dem er seine „Sendung" in der Welt als Organ des Universums ausführen kann.

So weit die positive Darstellung und Würdigung der originellen und lebenszugewandten Bestandteile der Führungslehre. Es muß aber sogleich hinzugefügt werden — und hier kommen wir auf die negative, dilettantische Seite dieses nicht fachmännischen Liebhaberphilosophierens —, daß von einem grundsätzlichen und exakten Durchdenken der aufgeworfenen Probleme nicht die Rede sein kann. Schlüter nennt die angestrebte Vereinigung wissenschaftlich-verständiger Klarheit mit der dunklen Tiefe religiöser und künstlerischer „Esoterik" in der alten mystisch-theosophischen Symbolsprache eine „Ehe der Kräfte". Um im Bilde zu bleiben: Welches sind nun die Kinder, die aus dieser Vereinigung hervorgehen? Schlüter faßt die Resultate seine Erwägungen in denktechnische „geistmathematische" Formeln zusammen. Diese bezeichnet er als „Ritterburgen" des „neugotischen" Geistes, die auf die Heerstraße der Gegenwart herabschauen. Er spricht auch davon, daß neben dem „Dom" des Kultus die „Werkstatt" der praktischen Arbeit stehe. Diese Bilder verdeutlichen den Versuch des Zurückgreifens auf die mittelalterliche Kultur. Aber sie rechtfertigen nicht deren dualistisches Nebeneinanderstellen von kultischer Feier und alltäglicher Werkarbeit vor der Kritik des monistischeren modernen Denkens. Dann wieder verlegt sich Schlüter auf die „faustische" Auskunft, daß das „Ziel" überhaupt nicht erkannt zu werden brauche, und daß mit der Auffindung des richtigen „Weges" die Führungslehre ihr Werk getan habe. Aber „Weg" und „Ziel" sind nicht zu trennen. Gibt es ein anderes Merkmal des „richtigen" Weges als eben dieses, daß er tatsächlich zum gesuchten Ziel führt?

Die Schwere der gestellten Aufgabe läßt das Steckenbleiben in der Durchführung durchaus verständlich erscheinen. Wem von den Gegenwärtigen ist es denn bisher sehr viel anders gegangen? Das Auffällige an dem Schlüterschen Werke ist nun aber die ungewöhnlich große Selbstgewißheit des Autors, seine Aufgabe vollständig gelöst und damit der Menschheit den Weg zu ihrem Heile gewiesen zu haben. Gewiß spricht aus diesem hohen Selbstbewußtsein die richtige Erkenntnis von der Wichtigkeit der gestellten Aufgabe. Wirklich hat Schlüter kein leeres Stroh gedroschen. In dieser Selbstüberschätzung dürfte jedoch auch noch ein anderes Moment enthalten sein, nämlich der unbewußte Wille der Selbstbehauptung angesichts der durch die heikle Situation nahegelegten Zweifel an der Zulänglichkeit der eigenen Leistung. Wir glauben Schlüter in einem Zwiespalt von Erkenntnis und Lebenswillen befindlich und sprechen diesen als Quelle der übersteigenen Gewißheitsansprüche seiner Lehre an.

Mit diesem Urteil über den Verfasser ist auch unser Endurteil über sein Werk angedeutet. Es ist reich an feinsinnigen Beobachtungen und von großer Kraft in der Zusammenfassung kultureller Einzelgegensätze. Eine „Führung" zu einem klar erkannten und ebenso konsequent verwirklichten Ziele enthält es nicht. Dazu ist es viel zu sehr bloße Verherrlichung eines zwar feinen und edlen, letzten Endes aber erkenntnis- und gewissenlosen Lebenstriebes. Röttcher

Die Pädagogik der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Herausgegeben von Dr. Erich Hahn. Bd. 1 und 2. Leipzig 1926/27, Felix Meiner. 224 und 236 Seiten. Preis geb. je 12.— M.

Diese Bände, in der bekannten Meinerschen Sammlung der verschiedenen Wissenschaftsgebiete „in Selbstdarstellungen" erschienen, geben wissenschaftlich-biographische Selbstbekenntnisse folgender Pädagogen: St. v. Dunin Borkowski, Georg Kerschensteiner, Rudolf Lehmann, Paul Oestreich, Wilhelm Rein, Hans Blüher, Ludwig Gurlitt, August Lay, Rudolf Pannwitz, Oskar Pfister, Ernst von Sallwürk.

Eine einheitliche Linie ist in diesen Werken infolge der großen Mannigfaltigkeit der Verfasserpersönlichkeiten natürlich nicht erreicht, auch nicht erstrebt. Aber da wir es in ihnen mit wirklich führenden Pädagogen zu tun haben, die z. T. auch gut schreiben können, gewähren diese „Selbstbildnisse" einen sehr anschaulichen und lebendigen Eindruck von der gegenwärtigen Lage pädagogischen Denkens und Strebens. Ich möchte glauben, daß die sonst ja ziemlich trockene pädagogische Wissenschaft in dieser Form verhältnismäßig weite Kreise interessieren wird. Becker

Schubert-Literatur in der volkstümlichen Bücherei

Zum 100. Todestag, 19. November 1928

Die Feier des hundertjährigen Todestages von Franz Schubert hat eine gesteigerte Nachfrage nach Schubert-Literatur und damit auch eine Fülle von Neuerscheinungen auf diesem Gebiet zur Folge. Wir wollen im folgenden kurz den Versuch machen, die älteren und neueren Erscheinungen, soweit sie für die volkstümliche Bücherei überhaupt in Frage kommen, zu sichten, um dem Bibliothekar, der auf Grund erhöhter Nachfrage seinen Bestand ergänzen und erneuern will, einige Hinweise zu geben, wie das mit den vorhandenen Mitteln am besten geschehen kann. Für die Darlegung der Gesichtspunkte, unter denen die Sichtung und Wertung der Literatur vorgenommen wird, sei verwiesen auf den Beitrag „Beethoven-Literatur in der volkstümlichen Bücherei" im 11. Band der „Hefte" Seite 92 ff. und auf das Vorwort zu dem Büchereiverzeichnis „Meister der Musik", das in diesem Hefte an anderer Stelle abgedruckt ist.

Schubert im Freundeskreis. Ein Lebensbild aus Briefen, Erinnerungen, Tagebuchblättern, Gedichten. Mit einem Nachwort von Felix Braun. Leipzig 1925, Insel-Verlag. 80 Seiten. Preis geb. —.90 M. (Insel-Bücherei, Nr. 168.)

Franz Schubert. 31. Januar 1797 bis 19. November 1828. Hamburg 1928, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 62 Seiten. Preis kart. —.60 M. (Die Denkmäler der D. D.-G.-St., Band 4.)

Franz Schuberts Briefe und Schriften. Mit den zeitgenössischen Bildern, drei Handschriftenproben und anderen Beilagen herausgegeben von Otto Erich Deutsch. München 1919, Georg Müller. 110 Seiten. Preis 5.— M.

Otto Erich Deutsch, Franz Schubert. Die Dokumente seines Lebens und Schaffens. Zweiter Band, erste Hälfte: Die Dokumente seines Lebens. 1914. 514 Seiten. Preis geb. 20.— M. Dritter Band: Sein Leben in Bildern. 1913. 617 und 43 Seiten. Preis geb. 30.— M. München, Georg Müller.

Diese vier Bücher lassen die Dokumente selbst sprechen. Das Inselbändchen Schubert im Freundeskreis enthält eine geschickte und anregende Zusammenstellung der verschiedenartigsten Dokumente zu einem Bilde Schuberts, wie es wohl seinen Freunden in der Erinnerung lebendig geblieben sein mag. Dieses Lebensbild ist unmittelbar ansprechend, so daß es auch einem undifferenzierten Leser zur Einführung in Schuberts Leben gegeben werden kann. — Das zweite Buch — eine Erinnerungsgabe der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung — stimmt inhaltlich mit dem ersten weitgehend überein. Es stellt eine kleine Dokumentensammlung dar, die ein anschauliches Bild von Schuberts Wesen und Wirken vermittelt. — Das an dritter Stelle genannte Werk — Franz Schuberts Briefe und Schriften — bringt alle erhaltenen Briefe Schuberts, seine Gedichte, Tagebuchblätter, Widmungen und Manuskriptvermerke, im ganzen nicht viel, weil nur wenig auf uns gekommen ist, im einzelnen nicht gleichmäßig Wertvolles, da das Unerhebliche neben dem Bedeutungsvollen um der Vollständigkeit willen aufgeführt wird. Infolgedessen ist das Buch nicht zur Einführung brauchbar, es setzt vielmehr die Kenntnis einer Schubert-Biographie voraus und wird auch nur von dem Leser wirklich sinnvoll verwendet werden können, der das Kennzeichnende und Belangvolle vom Zufälligen und Belanglosen zu scheiden vermag. Beigegeben sind dem Buche die Bildnisse Schuberts, die zu seinen Lebzeiten oder ganz kurz nach seinem Tode entstanden sind, sowie ein Vorwort des Herausgebers, das mehr philologisch-kritisch als in die Materie einführend abgefaßt ist.

Das auf vier Bände angelegte Dokumentenwerk desselben Herausgebers erfüllt einen zwiefachen Zweck: einmal soll es der Wissenschaft das auf Schubert bezügliche Quellenmaterial in möglichster Vollständigkeit und sachlich geordnet vorlegen. Zum anderen soll es aber auch dem interessierten Laien den Zugang zu den Quellen selbst verschaffen. Dies erscheint heute um so notwendiger und verdienstlicher, als wir unter dem Eindruck der Relativität aller Betrachtungsweisen stehen. Ebenso, wie das Beethovenbild ein Jahrhundert lang durch die romantische Brille betrachtet worden ist, hat sich auch in die Darstellung des Menschen- und Künstlertums von Franz Schubert mancher entstellende Zug eingeschlichen; darüber wird bei der Besprechung der Biographien noch die Rede sein. Die Dokumentensammlung ermöglicht es nun auch dem Laien, sich auf Grund der Quellen selbst ein ungetrübtes und nicht retuschiertes Bild von Schubert zu verschaffen; sie ist daher für den kritisch eingestellten Leser, vorzüglich den in den großen städtischen Büchereien, besonders geeignet. Bisher sind von dem großen Werk erschienen: die erste Hälfte des zweiten Bandes, die alle auf Schubert und sein Werk bezüglichen Dokumente bis zu seinem Tode in chronologischer Reihenfolge enthält, und der dritte Band mit den Bildern Schuberts und seiner Zeitgenossen sowie der Künstler und Wissenschaftler, die sich seines Werkes in hervorragender Weise angenommen haben. Die noch fehlenden Bände sollen enthalten: der erste Band eine Biographie nach der englischen von George Grove mit ausführlicher Bibliographie der Schriften über Schubert, der vierte Band ein Thematisches Verzeichnis der Werke Schuberts.

* * *

Arnold Niggli, Schubert. Leipzig o. J., Reclam. 104 Seiten. Preis —.40 M. (Musiker-Biographien, 10. Band.)

Arnold Niggli, Franz Schuberts Leben und Werke. Leipzig 1880, Breitkopf & Härtel. 50 Seiten. Preis 1.— M.

La Mara (Marie Lipsius), Franz Schubert. (Aus dem ersten Bande von: La Mara, Musikalische Studienköpfe.) Zehnte Auflage. Leipzig 1911, Breitkopf & Härtel. 62 Seiten. Preis kart. 1.20 M. (Kleine Musikerbiographien.)

Wilhelm Klatte, Franz Schubert. Dritte Auflage. Mit Abbildungen, Faksimiles und Notenbeilagen. Leipzig 1924, Kistner und Siegel. 126 Seiten. Preis geb. 3.— M. (Die Musik, 22. und 23. Band.)

Karl Kobald, Der Meister des deutschen Liedes Franz Schubert. Ein Wiener Volksbuch. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Wien 1928, Österreichischer Bundesverlag. 172 Seiten. Preis geb. 4.— M. (Deutsche Hausbücherei, Band 200.)

Hermann Freiherr von der Pfordten, Franz Schubert und das deutsche Lied. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig 1920, Quelle & Meyer. 153 Seiten. Preis geb. 1.80 M. (Wissenschaft und Bildung, Band 130.)

Max Friedländer, Franz Schubert. Skizze seines Lebens und Wirkens. Leipzig 1928, C. F. Peters. 43 Seiten. Preis kart. 1.20 M.

Alfred Orel, Franz Schubert. Ein Künstler seiner Heimat. Altötting 1926, Verlag „Bücher der Heimat". 99 Seiten. Preis 1.— M. (Bücher der Heimat, Band 11.)

Diese acht Bücher von kleinerem Umfang versuchen auf verschiedene Weise der Aufgabe gerecht zu werden, den Leser leichtverständlich und anregend in das Leben

und Schaffen Schuberts einzuführen. Die älteren Schriften von Niggli und La Mara sind als veraltet zu bezeichnen. Sie sind hier nur deshalb aufgeführt, weil sie sich häufig noch in älteren Beständen finden; sie können getrost daraus entfernt werden, sollten aber auf jeden Fall nach Verbrauch durch neuere Werke ersetzt werden. In ihnen ist Schubert in einer für uns unerträglichen Weise verhimmelt, oder aber er wird in überaus sentimentaler Weise wegen seiner inneren und äußeren Nöte bemitleidet und bejammert. Dazu kommt, daß diesen Musikschriftstellern das Quellenmaterial noch nicht in ausreichender Weise zur Verfügung stand, so daß auch in dem Tatsächlichen manche Berichtigung vorgenommen werden muß. — Von sentimentalen und allzu enthusiastischen Zügen sind auch die meisten der anderen, volkstümlich gehaltenen Bücher nicht ganz frei. Überdies ist der Wert des Buches von Klatte eingeschränkt durch die Voreingenommenheit, mit der darin den Werken Schuberts ganz allgemein eine programmatische Deutung aufgezwungen wird; sein einziger Vorzug besteht darin, daß es mit zahlreichen guten Bildern und Faksimiles geschmückt ist. — Die vier letztgenannten Bücher sind die besten einführenden Schriften der Schubert-Literatur. Kobald trifft meist recht glücklich eine leicht verständliche Sprache, verfällt allerdings auch manchmal in einen allzu gemütvollen Plauderton. Er beschränkt sich auf eine Erzählung der Lebensumstände und eine Würdigung Schuberts als Mensch und Künstler, geht also nicht näher auf die Werke ein. Dies tut von der Pfordten, der zu den einzelnen Werken kurze, aber recht ergiebige Erläuterungen bringt; er beschäftigt sich dabei hauptsächlich mit den Liedern Schuberts. — Die kurze Skizze von Friedländer ist besonders wertvoll, weil in ihr bisher noch ungenutztes Material verwendet ist, was bei der spärlichen Erhaltung der Quellen gerade für Schubert besonders ins Gewicht fällt. Auch dieses schmale Bändchen enthält nur eine Darstellung des Lebens, keine Würdigung oder Erläuterung der Werke. Die kleine Schrift von Orel schließlich stellt an die Leser wohl die höchsten Anforderungen, die bei einer als Einführung gedachten Schrift überhaupt gestellt werden können. Sie enthält nach einer kurzen Lebensbeschreibung eine stilistische Würdigung des Gesamtschaffens, das eine vorherige Beschäftigung mit einigen Werken Schuberts wenigstens voraussetzt. Daher kommt sie nur für den differenzierteren Leser in Frage.

* * *

Richard Heuberger, Franz Schubert. Dritte Auflage, durchgesehen und ergänzt von Hermann Freiherr von der Pfordten. Berlin 1920, Schlesische Verlagsanstalt. 118 Seiten. Preis geb. 8.50 M. (Berühmte Musiker, Band 14.)

Walter Dahms, Schubert. 18. Tausend. Stuttgart 1923, Deutsche Verlagsanstalt. 323 Seiten. Preis geb. 9.— M. (Klassiker der Musik.)

So zahlreich die kleineren Schubert-Biographien sind, so wenig größere gibt es. Die 1865 erschienene Biographie von Heinrich Kreißle von Hellborn ist heute nicht mehr zu haben; so verdienstlich sie zu ihrer Zeit war, gilt doch heute von ihr das gleiche, was oben über die Bücher von Niggli gesagt ist. — Sehr brauchbar ist das Buch von Heuberger; es enthält die Lebensbeschreibung ausführlicher als die oben genannten Schriften und unterstützt sie durch zahlreiche Bilder und Faksimiles. Die Erläuterungen zu den einzelnen Werken sind allerdings weniger ergiebig und genügen selten nur den Ansprüchen, die wir heute an solche einführenden Bemerkungen zu stellen gewohnt sind. Recht erfreulich dagegen ist das Buch von Dahms, heute die beste und umfassendste Schubert-Biographie; sie enthält eine sehr liebevolle und eingehende Beschreibung von Schuberts Leben und, in diese verflochten, eine Aufzählung und Würdigung seiner Werke. Die Darstellung wird ferner durch Briefe und andere Dokumente in geschickter Weise belegt und unterstützt.

*

Oscar Bie, Franz Schubert. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1925, Ullstein. 162 Seiten. Preis geb. 6.— M.

Richard Benz, Franz Schubert, der Vollender der deutschen Musik. Jena 1928, E. Diederichs. 48 Seiten. Preis kart. 1.80 M.

Diese beiden Bücher lassen sich nicht unter die Biographien rechnen. Über das erste habe ich in Heft 3 des 11. Bandes der „Hefte", Seite 196, eine ausführliche Begründung für meine strikte Ablehnung dieses Buches veröffentlicht. — Das Buch von Benz ist nichts anderes als der — dort mit „Schuberts Gesang" bezeichnete — Schlußabschnitt des ersten Bandes von: Benz, Die Stunde der deutschen Musik. Wo dieses Buch vorhanden ist, besteht kein Grund, einen Teil daraus noch einmal einzustellen; wo nicht, kann es in größeren Büchereien als ergänzende Schrift eingestellt werden, die dem Wesen Schubertschen Künstlertums von einer allgemein geistesgeschichtlichen, allerdings sehr einseitigen Haltung aus beizukommen sucht.

* * *

Felix Günther, Schuberts Lied. Eine ästhetische Monographie. Stuttgart 1928, Deutsche Verlagsanstalt. 203 Seiten. Preis 6.50 M.

Paul Mies, Schubert, der Meister des Liedes. Die Entwicklung von Form und Inhalt im Schubertschen Lied. Berlin 1928, Max Hesse. 428 Seiten. Preis geb. 6.80 M. (Max Hesses illustrierte Handbücher, Band 89.)

Franz Költzsch, Franz Schubert in seinen Klaviersonaten. Leipzig 1927, Breitkopf & Härtel. 182 Seiten. Preis 6.— M. (Sammlung musikwissenschaftlicher Einzeldarstellungen, 7. Heft.)

Drei Monographien über Gruppen von Werken Schuberts. Das Buch von Günther behandelt Schuberts Lied in einer betont ungelehrten, dem Liebhaber dienenden Weise. Dagegen sind die Bücher von Mies und Költzsch streng wissenschaftlich gehaltene, stilkritische Arbeiten, die eine mehr oder minder genaue Kenntnis der allgemeinen Musiktheorie und der Lebensgeschichte Schuberts voraussetzen; dabei erstrebt Mies in seiner Untersuchung sämtlicher Lieder Schuberts mit Glück eine größere Allgemeinverständlichkeit als Költzsch, der sich mit seiner Arbeit fast ausschließlich an den Wissenschaftler und Fachmann wendet. Alle drei Bücher kommen nur für ganz große Büchereien, in denen nach Musikliteratur eine rege Nachfrage herrscht, sowie für Musikbüchereien in Frage.

Kleinere Beiträge über einzelne Werke Schuberts finden sich in den folgend genannten Aufsatzsammlungen: August Wilhelm Ambros, Bunte Blätter; Hermann Kretzschmar, Gesammelte Aufsätze über Musik; Robert Schumann, Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.

*

Bernhard Paumgartner, Die Schubertianer. Ein Beitrag zur Jahrhundertfeier. Mit zahlreichen Bild- und Notenbeigaben. Wien 1928, Wiener Philharmonischer Verlag. 72 Seiten. Preis geb. 2.50 M.

In diesem sehr reizvoll ausgestatteten Büchlein wird der Kreis um Schubert lebendig: eine kurze Einleitung des Herausgebers zeichnet in kurzen Zügen ein Bild dieses Freundeskreises und reinigt es von den Entstellungen einer sonst üblichen, rührselig-mitleidigen Betrachtungsweise. Der Einleitung folgen einige Tagebuchblätter und andere Aufzeichnungen aus dem Kreis der Schubertianer, darauf eine Auswahl der schönsten Musikstücke, die aus den Anregungen dieses Kreises heraus entstanden sind, und eine größere Zahl ausgezeichneter Bildbeigaben.

* * *

Franz Schubert, Goethe-Lieder. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 64 Seiten. Preis geb. —.90 M. (Insel-Bücherei, Nr. 284.)

Schuberts Liederzyklen. Die schöne Müllerin, Winterreise und Schwanengesang. In verkleinerter Nachbildung der Originalausgaben herausgegeben und einbegleitet von Heinrich Kralik. Wien 1928, Verlag Steyrermühl. 336 Seiten. Preis 2.70 M. (Tagblatt-Bibliothek, Nr. 625/633.)

Zwei kleine buchmäßige Ausgaben Schubertscher Werke. Das Inselbändchen enthält die elf Lieder Schuberts zu Goetheschen Texten, umgeschrieben in Tonarten für mittlere Singstimme von Max Friedländer. Trotz des kleinen Formats und Drucks ist die Ausgabe noch durchaus leserlich. — Dagegen ist die stark verkleinerte Nachbildung der Originalausgaben der drei Liederzyklen Schuberts zu klein geraten, als daß sie für den praktischen Gebrauch noch verwendbar wäre. Daher bleibt sie eine mehr bibliophile oder den Wissenschaftler interessierende Angelegenheit und kommt für eine volkstümliche Bücherei kaum in Frage.

Auswahllisten für Büchereien von verschiedener Größe

Erste Auswahl

Schubert im Freundeskreis		M. —.90
H. Frh. v. d. Pfordten, Fr. Schubert und das deutsche Lied		„ 1.80
Bernhard Paumgartner, Die Schubertianer		„ 2.50

Zweite Auswahl

Schubert im Freundeskreis	geb.	„ —.90
Franz Schuberts Briefe und Schriften		„ 5.—
Max Friedländer, Franz Schubert		„ 1.20
H. Frh. v. d. Pfordten, Fr. Schubert und das deutsche Lied		„ 1.80
Richard Heuberger, Franz Schubert	geb.	„ 8.50
Bernhard Paumgartner, Die Schubertianer		„ 2.50
Franz Schubert, Goethe-Lieder	geb.	„ —.90

Dritte Auswahl

Schubert im Freundeskreis	geb.	„ —.90
Franz Schuberts Briefe und Schriften		„ 5.—
O. E. Deutsch, Franz Schubert. 2. Band, 1. Hälfte	geb.	„ 20.—
3. Band	geb.	„ 30.—
Max Friedländer, Franz Schubert		„ 1.20
H. Frh. v. d. Pfordten, Fr. Schubert und das deutsche Lied		„ 1.80
Alfred Orel, Franz Schubert		„ 1.—
Richard Heuberger, Franz Schubert	geb.	„ 8.50
Walter Dahms, Schubert	geb.	„ 9.—
Bernhard Paumgartner, Die Schubertianer		„ 2.50
Franz Schubert, Goethe-Lieder	geb.	„ —.90

Dr. Konrad Ameln

Zeit- und Streitfragen

Nachdem schon in Heft 3 des laufenden Jahrganges der „Hefte" auf die Bedeutung der aktuellen Broschürenliteratur hingewiesen und eine Liste der in den Leipziger Bücherhallen in der Abteilung „Zeit- und Streitfragen" ausliegenden Broschüren veröffentlicht worden ist, soll dieser Versuch jetzt erweitert werden. Die folgende Zusammenstellung führt nicht nur wichtige aktuelle Broschüren auf, sondern auch umfangreichere Schriften von aktueller Bedeutung. Wo es nötig erschien, sind diese Schriften kurz charakterisiert. Die öffentliche Bücherei, die ihre Leser gerade auch in den umstrittenen Fragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens nicht ohne Unterstützung und Rat lassen will, muß Sorge tragen, daß auch das aktuelle Schrifttum dieser Gebiete rasch zur Verfügung steht und neben den grundsätzlichen und tieferführenden Werken benutzt werden kann. Vgl. die Ausführungen über Zeit- und Streitfragen in Heft 3 und den Artikel: Zehn Jahre Deutsche Republik in Heft 4 dieses Jahrganges.

Eugen Fischer, Die kritischen neununddreißig Tage. Von Sarajewo bis zum Weltbrand. Berlin 1928, Ullstein. 277 Seiten.

Ein heftig umstrittenes Buch. Fischer, ein gründlicher Sachkenner, erzählt spannend den Gang der Ereignisse vom Mord in Sarajewo bis zum Kriegsausbruch. Er vertritt hierbei die These, die Schuld am Kriege falle zu gleichen Teilen auf Mittelmächte und Entente. — Kritisch setzt sich mit ihm auseinander Emil Daniels in den Preußischen Jahrbüchern, Band 213, Heft 3 (September 1928).

Franz Karl Endres, Giftgaskrieg. Die große Gefahr. Zürich 1928, Rascher & Co. 130 Seiten.

Ein wichtiges Buch zur Frage des Gaskrieges. Major Endres glaubt, daß der Pazifismus in allen seinen Formen durch die zur Herrschaft gelangte Technik im Kriege mehr als ausgeglichen wird. Eine große Rolle wird vor allem der Gaskrieg spielen. Die Möglichkeit eines Gaskrieges gilt es — nach Endres — zu bekämpfen. Um Material dazu zu haben, untersucht er in dieser Schrift gründlich und sachverständig alle mit dem Gaskrieg zusammenhängenden Probleme.

Luftgefahr und Luftschutzmöglichkeiten. Herausgegeben vom Reichsverkehrsminister a. D. Krohne. Berlin 1928, Verlag Deutscher Luftschutz. 83 Seiten.

Gas über Deutschland. Aus dem Russischen übersetzt von E. W. Thoms. Berlin 1928, E. S. Mittler & Sohn. 33 Seiten.

K. Urban, Kurze Zusammenstellung über die polnische Armee. Berlin 1928, Eisenschmidt. 57 Seiten.

Generaloberst von Seeckt, Gedanken eines Soldaten. Berlin 1929, Verlag für Kulturpolitik. 179 Seiten.

„Was verlange ich vom Heer? Staatsgesinnung! Was verlange ich vom Staat? Liebe zum Heer!" So präzisiert der ehemalige Chef der Reichswehr seine Einstellung zu der Frage Armee und Staat. In knapper, außerordentlich klarer Darstellung behandelt er weiter die Bedeutung des modernen Heeres, das Verhältnis von Staatsmann und Feldherr, die Bedeutung Hindenburgs. Besonders aufschlußreich ist das Kapitel über militärische Schlagworte. Durch diese Veröffentlichung rückt Seeckt in die Reihe der hervorragenden Militärschriftsteller.

Julius Deutsch, Wehrmacht und Sozialdemokratie. Berlin 1927, J. H. W. Dietz. 115 Seiten. (Schriften zur Zeit.)

Hermann Oncken, Politik und Kriegführung. München 1928, H. Hueber. 32 Seiten. (Münchner Universitätsreden.)

*

Karl Barth, Das Unrecht an Eupen-Malmedy. Berlin 1928, Verlag „Rheinischer Beobachter". 95 Seiten. (Rheinische Schicksalsfragen.)

Helmut Göring, Die Großmächte und die Rheinfrage in den letzten Jahrhunderten. Berlin o. J., Verlag „Rheinischer Beobachter". 81 Seiten. (Rheinische Schicksalsfragen.)

Kürschners Deutscher Reichstag. Berlin 1928, Hermann Hillger. 544 Seiten.

Bild und kurze Angaben über den Lebenslauf sämtlicher Reichstagsabgeordneten. Für den Lesesaal.

Reich und Länder. Vorschläge / Begründung / Gesetzentwürfe. Berlin 1928, Georg Stilke. 134 Seiten. (Bund zur Erneuerung des Reiches.)

Regionalreform und Kreisverfassung. Gedanken und Vorschläge des Preußischen Landkreistages zur kommunalen Verwaltungsreform. Berlin 1928, Preußischer Landkreistag. 23 Seiten.

Hans Goslar, Politik und Parlament. Berlin 1928, Gersbach & Sohn. 77 Seiten. (Schriftenreihe Du und der Staat.)

Eduard Weitsch, 11. August. Zehn Reden zur Verfassungsfeier in Schulen. Breslau 1928, E. Morgenstern. 63 Seiten.

Eugen Rosenstock, Die ungeschriebene Verfassung. Breslau 1928, Akademischer Verlag. 13 Seiten.

Hans Bechly, Die Führerfrage im neuen Deutschland. Hamburg 1928, Verlag des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes. 31 Seiten.

Max Adler, Demokratie und Klassenkampf. Gera 1928, Verlag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Unterbezirk Gera. 24 Seiten.

E. H. Mungenast, Der Mörder und der Staat. Die Todesstrafe im Urteil hervorragender Zeitgenossen. Stuttgart 1928, Walter Haedecke. 92 Seiten.

*

Wirtschaftsdemokratie. Ihr Wesen, Weg und Ziel. Herausgegeben von Fritz Naphtali. Berlin 1928, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 192 Seiten.

Wirtschaftsdemokratie war das Hauptthema auf der diesjährigen Tagung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes in Hamburg. Referent war dort der Herausgeber der obigen Schrift. An der Abfassung des Buches sind außer Naphtali die hervorragendsten Praktiker und Theoretiker der Gewerkschaftsbewegung beteiligt. Die Schrift stellt somit die offizielle Meinung der freien Gewerkschaften dar. Es ist gewissermaßen der Versuch, den gesamten Forderungen der Gewerkschaften einen ideologischen Überbau „Demokratisierung der Wirtschaft" zu geben. Doch ist diese Schrift absolut nicht rein theoretisch, sondern bringt daneben sehr viel Material über die Gewerkschaftspraxis.

Jahrbuch 1927 des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Berlin 1928, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. 342 Seiten.

Nach einem Überblick über die Entwicklung der deutschen Wirtschaft innerhalb des Jahres 1927 werden die einzelnen wirtschaftspolitischen Probleme der letzten Jahre eingehend behandelt, z. B.: Handelspolitik, Gesetz über Arbeitsbeschaffung und Arbeitslosenvermittlung, Einzelprobleme der Sozialpolitik, Kampf um den Achtstundentag, Betriebsratfragen, Lohnpolitik, Bildungswesen. Des weiteren wird sehr viel statistisches Material über Lohnbewegungen, Wirtschaftsverbände, Wohnungswirtschaft, Mieterschutz und ähnliche Dinge gegeben. Zum Schluß wird eingehend über die Tätigkeit der Gewerkschaften im Jahre 1927 berichtet.

Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine. Herausgegeben von Heinrich Kaufmann. Hamburg 1928, Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine. 528 Seiten und 7 Bildtafeln.

Geschichtlicher Überblick über die erfolgreiche Entwicklung des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine und im besonderen seiner wirtschaftlichen Unternehmungen. — Vergleiche auch die Ausführungen über die Konsumvereine in der vom Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund herausgegebenen Schrift „Wirtschaftsdemokratie".

Heinz Hornung, Zur Soziologie der Bürgerfunktionäre. Berlin 1928, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung. 47 Seiten.

*

Alois Hobelsperger, Europa im Abstieg. Weltpolitik und Weltwirtschaft seit 1913. Mit 2 Karten und 13 mehrfarbigen Tafeln. Berlin-Grunewald 1928, Kurt Vowinckel. 69 Seiten. (Beihefte zur Zeitschrift für Geopolitik, Heft 3.)

Das Sowjetdorf in Zahlen und Diagrammen 1917—1927. Berlin 1928, Verlag für Literatur und Politik. 213 Seiten.

Hans Grimm, Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwestafrika. München 1928, Albert Langen. 104 Seiten.

Hans Grimm, der Autor des Romans „Volk ohne Raum", hat eine Reise nach Südwestafrika unternommen. Er schildert die Zustände in der ehemals deutschen Kolonie, insbesondere die Bestrebungen der Südafrikaner, das Mandatsland Südwestafrika der südafrikanischen Union endgültig einzuverleiben. Grimm glaubt, Südwestafrika müßte auf jeden Fall Mandatsland bleiben, und sieht überhaupt eine Lösung der Kolonialfrage in Afrika darin, daß ganz Afrika — außer Ägypten, Abessinien und Südafrika — übernational und dann dem Völkerbund unterstellt wird.

Dr. Peter Langendorf

Büchereipolitik und Büchereibewegung

Zur Tagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Münster am 15. und 16. Oktober 1928

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare hat am 15. und 16. Oktober d. J. in Münster i. W. seine vierte Verbandstagung abgehalten.

Ohne dem Bericht, den der Verbandsvorstand gewiß erstatten wird, vorgreifen zu wollen, sei hier einiges zum Verlauf und zu den Ergebnissen dieser Tagung vermerkt, die, wie wir überzeugt sind, für die Entwicklung des Verbandes und damit vielleicht auch des volksbibliothekarischen Berufes von nicht geringer Bedeutung sind oder doch sein können.

Drei Hauptgegenstände der Verhandlungen waren deutlich zu unterscheiden, und die Tagung zerfiel — abgesehen von den geselligen Veranstaltungen, die wir hier außer Betracht lassen — in drei Hauptabschnitte: Büchereipolitik — Berufspolitik — Berufskunde.

I.

Was die Büchereipolitik betrifft, so haben gewiß bei keiner Verbandstagung seit der Kasseler Gründungsversammlung 1922 büchereipolitische Überlegungen wieder eine solche Rolle gespielt, sind büchereipolitische Entscheidungen wieder mit solcher Energie erkämpft worden wie diesmal.

Der Hauptgegenstand dieses Kampfes war, um es abgekürzt zu sagen: der Grundsatz der Parität im Vorstand des Verbandes. Um zu verstehen, was damit gemeint ist, muß man sich die Entstehung des Verbandes und besonders den Gang der Verhandlungen auf der Verbandstagung von 1922 ins Gedächtnis zurückrufen. Die ausführliche Darlegung in dieser Zeitschrift 1922, S. 21—33, gibt darüber in wünschenswerter Deutlichkeit Aufschluß.

In Kassel hatte man sich in Erkenntnis der starken Verschiedenheit der vorhandenen volksbibliothekarischen Richtungen entschlossen, den Verband als eine Berufsvertretung zu organisieren. Seine Aufgaben sollten in erster Linie berufspolitischer Art sein; darüber hinaus sollte er Gelegenheit zu einem umfassenden Austausch der beruflichen Meinungen und Erfahrungen schaffen. Dieser Entschluß, der dann den Inhalt der satzungsmäßigen Zweckbestimmung des Verbandes bildete[1], war zunächst bedingt durch die Tatsache, daß unter den Volksbibliothekaren eine Anzahl verschiedener Richtungen bestanden, die in bezug auf Bestimmung wichtiger Berufsziele und auf

[1] § 1 der Satzungen des V. D. V.: „Der Verband Deutscher Volksbibliothekare ist die Vereinigung der Deutschen Volksbibliothekare ohne Unterschied ihrer büchereipolitischen Richtung. Er hat den Zweck, die Selbständigkeit des volksbibliothekarischen Berufes zu fördern und im Zusammenhang damit der Bedeutung der deutschen volkstümlichen Bücherei im

grundlegende Fragen der Berufspraxis verschiedener, ja z. T. entgegengesetzter Meinung waren. Die Zurückhaltung, die sich der Verband mit Annahme des § 1 seiner Satzungen auferlegte, hat aber über die besondere Situation von Kassel 1922 hinaus eine ganz allgemeine Bedeutung, die ohne Schädigung des Berufes nicht außer acht gelassen werden darf. Die berufspolitischen Forderungen, zu deren Vertretung ein Berufsverband da ist, sind im heutigen Staat nur dann durchzusetzen, wenn der Berufsverband seine ganze Energie auf diese Aufgabe konzentriert. Die äußeren Widerstände, die sich diesen beruflichen Forderungen entgegensetzen — man denke nur an den zum großen Teil kläglichen Stand des volksbibliothekarischen Besoldungswesens —, sind so mannigfaltig, daß ein Berufsverband vollauf mit ihrer Überwindung zu tun hat. Er kann es sich gar nicht leisten — insbesondere bei einem so jungen und fast auf der ganzen Linie noch erst im öffentlichen Bewußtsein durchzusetzenden Berufe —, sich zu diesem Kampf nach außen auch noch mit einem Kampf nach innen zu belasten, einem Kampf, in den ihn die Stellungnahme in den büchereipolitischen Gegensätzlichkeiten seiner Mitglieder bzw. Mitgliedergruppen unweigerlich führen müßte. In der Tat ist eine solche Doppelfrontstellung auch in keinem Berufsverband üblich. Wie sinnlos wäre es auch, wenn der Berufsverband etwa der Ärzte es sich zur Aufgabe setzte, in den Streit der sich oft aufs schärfste bekämpfenden medizinischen Schulen einzugreifen; er würde sich nicht nur dem berechtigten Vorwurf der Überschreitung seiner Funktionen aussetzen, sondern er würde auch seine eigentliche Pflicht versäumen. Genau so liegt es bei unserem Verband.

Diese berufspolitische Zwecksetzung des Verbandes und seine Entschlossenheit, sich in den innerberuflichen Angelegenheiten zurückzuhalten, hatte seinerzeit — abgesehen von der satzungsmäßigen Festlegung — in zwei Punkten ihren Ausdruck gefunden. Erstens in der Erklärung des damaligen Vorsitzenden, sich in büchereipolitischen Fragen neutral zu halten, und zweitens in der Übereinkunft, den Verbandsvorstand aus vier Anhängern der Leipziger Gruppe und aus vier Bibliothekaren von anderer Seite zu bilden. Insbesondere diese zweite Bestimmung bedeutete eine sehr wichtige Sicherung der neutralen Haltung des Verbandes in allen innerberuflichen und richtungsmäßigen Meinungsverschiedenheiten; war doch der Vorstand des Verbandes, in dem sich von Anfang an der Grundsatz herausbildete, nicht auf Grund von Mehrheitsbeschlüssen zu handeln, sondern alles daran zu

Rahmen der öffentlichen Bildungsmittel Anerkennung zu verschaffen, sowie durch Reich, Länder und Gemeinden ihre ideelle und wirtschaftliche Förderung zu betreiben. In die beruflichen Meinungskämpfe der deutschen Volksbibliothekare greift der Verband weder direkt noch indirekt ein, es ist aber eine seiner wichtigsten Aufgaben, Gelegenheit zu einem umfassenden Austausch der beruflichen Meinungen und Erfahrungen zu schaffen."

setzen, einstimmige Entschließungen zu erzielen, durch diese paritätische Besetzung von vornherein ein sicherer Repräsentant des Verbandswillens, alle Gesichtspunkte gleichmäßig zur Geltung zu bringen.

*

Dieser Grundsatz der paritätischen Besetzung des Vorstandes bildete nun den Hauptkampfpunkt der büchereipolitischen Debatten der Verbandstagung in Münster. Von Anfang an — schon in dem kurzen Geschäftsbericht des Vorsitzenden klang es durch und in der ersten Diskussionsrede des Kollegen Dr. Sulz kam es aufs temperamentvollste zum Ausdruck — war es klar, daß diese paritätische Besetzung des Vorstandes geändert werden sollte.

Die Gründe, die für diese Veränderung der sechsjährigen Praxis angegeben wurden, waren verschiedene. Einer sagte, so ginge es nicht weiter, die Leipziger Gruppe käme bei dieser Regelung zu gut weg; ein anderer meinte, man könne es sich nicht gefallen lassen, daß die sich ständig erweiternde Machtstellung der Deutschen Zentralstelle sich auf diese Weise auch im Verband auswirke, man müsse ihr vielmehr hier zeigen, daß sie [angeblich] zahlenmäßig innerhalb der deutschen Volksbibliothekare die kleinere Gruppe sei. Wieder ein anderer sagte, man käme im Verbandsvorstand mit paritätischer Besetzung nicht voran, weil man in gewissen Dingen eben keine Einstimmigkeit erzielen könne und durch die Parität dann an jeder Aktivität gehindert sei. Obgleich nun jeder einzelne Grund für die Beseitigung der Parität aus den Grundgedanken des Verbandes heraus leicht widerlegt werden konnte, und obgleich durch den stellvertretenden Verbandsvorsitzenden aufs einleuchtendste und mit Angabe genauesten Materials erwiesen wurde, daß die Vertreter der Leipziger Gruppe im Vorstand niemals ihre Stellung zum Versuch einer Vergewaltigung der anderen Gruppe benutzt hätten, — trotzdem wurde durch Mehrheitsbeschluß der Grundsatz der Parität aufgegeben. Wir wollen hier nicht in die Deutung und Bewertung der Motive eintreten, die zu diesem Entschluß geführt haben; je nach Temperament haben die verschiedenen Redner ihnen ja deutlicheren oder verhüllteren Ausdruck verliehen. Im ganzen geht man wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Gruppe, die in dieser Phase der Münsterer Verhandlungen die Führung hatte, vorwiegend von dem Willen beseelt war, die Stellung zu brechen, die der Kreis der Leipziger Zentralstelle im deutschen volkstümlichen Büchereiwesen innehat, und daß sie glaubte, durch Beseitigung der Parität im Verbandsvorstand einen Schritt auf diesem Wege voranzukommen, — eine ganz unrealistische Vorstellung, denn wenn die Deutsche Zentralstelle heute wirklich im Besitz einer solchen Machtstellung sein sollte, dann beruhte diese Stellung nicht auf der Zusammensetzung des Vorstandes im Verband, und sie würde daher von dieser Zusammensetzung auch nicht berührt.

Aber abgesehen davon ist gegen einen solchen Willen, Macht gegen Macht zu setzen, wenn er auf ernsten Überzeugungen sachlicher Art gegründet ist, an sich ja gewiß nichts einzuwenden. Wenn etwa eine volksbibliothekarische Gruppe sich mit einem solchen Kampfziel zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschlösse, so müßten eben die Kräfte der beiden gegnerischen Organisationen erprobt werden. Voraussichtlich würde die sich auf die Dauer als die stärkere erweisen, die die besser qualifizierten und weiter reichenden beruflichen Leistungen aufzuweisen hätte. Der Berufsverband könnte solchem Kampf nur zusehen und darüber wachen, daß mit anständigen Mitteln gekämpft wird, d. h. ohne Verletzung des berufsständischen Ansehens. Daß aber solche Kämpfe innerhalb der Berufsorganisation ausgefochten werden und daß die zum großen Teil in die Hintergründe solcher Kämpfe kaum eingeweihte Besucherschaft einer Jahresversammlung zu Mehrheitsbeschlüssen gezwungen wird, das ist nach unserer Überzeugung aufs entschiedenste zu verurteilen. Das ist aber in Münster geschehen, und zwar handelte es sich nicht um eine im Gang der Verhandlungen zufällig entstehende Situation, sondern um eine überlegte und sorgfältig vorbereitete Aktion. Die Folgen waren dann ja auch deutlich. Anstatt daß der Verband die zurzeit so außerordentlich brennenden berufspolitischen Hauptfragen in wohlvorbereiteten Referaten und Aussprachen behandelt und in machtvoller Stellungnahme die gemeinsame Auffassung der Berufsträgerschaft zu klarem Ausdruck gebracht hätte, statt dessen hat er sich in büchereipolitische Erörterungen eingelassen, deren Ziel allein das war, unter Ausnutzung einer zufälligen Versammlungsmehrheit eine seinerzeit getroffene Vereinbarung einseitig aufzuheben. Daß der Vorsitzende das zugelassen hat, daß er ohne eine Mahnung zur besonnenen Beachtung der bisherigen Erfahrungen es zugelassen hat, ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte des Verbandes. Ein besonders groteske Zug bei diesen Erörterungen muß erwähnt werden: Ein Vorwurf, der gegen die Vertreter der Leipziger Gruppe im Vorstand gerichtet wurde, war, sie hätten versucht, gewisse personale Konstellationen innerhalb des Vorstandes zur Majorisierung der übrigen Vorstandsmitglieder auszunutzen; zwar wurde dieser Vorwurf aktenmäßig aufs klarste widerlegt, trotzdem wurde er mehrfach wiederholt. Als das Ziel der neuen Zusammensetzung des Vorstandes ergab sich dann aber, daß die Leipzig feindliche Seite diese Verschiebung eben wollte, um — nötigenfalls — den Leipzigern gegenüber Mehrheitsbeschlüsse anwenden zu können. (Moral: Mehrheitsbeschlüsse sind verwerflich, wenn sie gegen mich, sind gut, wenn sie für mich ausfallen!)

Es ist wichtig, auf diese Maßnahmen und Auffassungen unserer Gegner hinzuweisen, weil sie in ihnen alles das selbst in die Tat umgesetzt haben, was sie in ihren schärfsten Polemiken uns unterstellt haben. Und noch auf

einen anderen Fragenzusammenhang muß hier mit Nachdruck hingewiesen werden. In den büchereipolitischen Erörterungen der letzten beiden Jahre hat als ein besonders wichtiges Argument der gegen Leipzig eingestellten Gruppen die Behauptung eine Rolle gespielt, es bestünden sachlich gar keine Gegensätze mehr zwischen den Richtungen. Alles, was von Leipzig über solche Gegensätze gesagt werde, seien Übertreibungen oder Konstruktionen, die letzten Endes nur aus dem bekannten Machthunger der „Leipziger" stammten. Wir haben daraufhin in unserer Schrift „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei" die Verringerung der sachlichen Gegensätze als eine allmählich deutlicher werdende Tatsache festgestellt, den Umfang aber, in dem diese Entwicklung sich bereits vollzogen habe, als der unbefangenen Untersuchung bedürftig bezeichnet. Das ist auch heute noch unsere Meinung. Nun haben uns aber diejenigen, die in den vergangenen Jahren immer wieder sagten, es bestünden keine ernstlichen sachlichen Unterschiede zwischen ihnen und Leipzig mehr, in Münster dadurch in Erstaunen gesetzt, daß sie sich unter die Führung der Kollegen Sulz und Winker begaben, die selbst gar kein Hehl daraus machten, daß sie sich in schärfster Frontstellung gegen Leipzig befinden, und zwar keineswegs nur aus büchereipolitischen, sondern ebenso aus sachlichen Gründen. Es ist in der Tat nicht zu bezweifeln, daß zwischen der Auffassung volksbibliothekarischer Arbeit, wie sie von den genannten Kollegen und von Leipzig vertreten wird, die tiefsten sachlichen Unterschiede bestehen. Damit wird allen denen eine schwere Enttäuschung bereitet werden, die innerhalb und außerhalb des volksbibliothekarischen Lagers sich in der Überzeugung von dem Hinschwinden der sachlichen Gegensätze um eine Überwindung des Richtungsstreites bemüht haben.

Sehen, was ist, — das ist hier wie in allen ähnlichen Situationen das Entscheidende. Die Arbeit um die sachliche Verständigung und damit um Beilegung des Richtungsstreites darf durch die Münsterer Tagung nicht aufgehalten werden. Aber das ist die Klärung, die durch Münster erreicht worden ist: die gemeinsame sachliche Grundlage, die Richtungen und Gruppen mit der Zeit überflüssig macht, — diese gemeinsame sachliche Grundlage ist äußerst problematisch geworden. Man würde sich den Vorwurf zuziehen, Illusionist zu sein, wenn man diese Problematik abschwächte, und würde der trotz allem hoffentlich kommenden Verständigung nur schaden. Und diejenigen, die im Staat und in der Gemeinde für die Büchereisache verantwortlich sind, sehen sich nach wie vor nicht der einigen deutschen Büchereiauffassung und -arbeit gegenüber, sondern bestimmten, durch sachliche Gegensätze tief geschiedenen Schulen und Richtungen; und diese Verantwortlichen werden sich nach wie vor um die Erkenntnis des sachlichen Gehaltes dieser Schulen und Richtungen zu bemühen und danach ihre Entscheidungen verantwortlich zu treffen haben. Die Vorbereitung der wirk-

lichen Überwindung des Richtungsstreites aber kann nur in volksbibliothekarischen Studiengemeinschaften geschehen, in denen sich die sachlichen Gegner treffen und geistige Grundsätze, Denkweise und Arbeitsformen Schritt für Schritt prüfen. Allerdings ist schon das Entstehen solcher die Gegner vereinenden Studiengemeinschaften an bestimmte psychologische Voraussetzungen geknüpft, und es muß offen ausgesprochen werden, daß die Art, wie in Münster nun wieder Bücherei- und Gruppenpolitik gemacht worden ist, dem Entstehen solcher psychologischen Voraussetzungen nicht günstig ist.

Natürlich mußten wir „Leipziger", als wir nach Münster gingen — schon die Wahl des Ortes sagte dem Kundigen allerlei —, auf die Möglichkeit einer solchen Entwicklung, wie sie dann eingetreten ist, gefaßt sein. Wenn wir trotzdem hingingen und auch nach der Aufgabe des Paritätsgrundsatzes uns nicht vom Verband zurückzogen, so geschah es in der festen Überzeugung, daß erstens eine kräftige berufspolitische Vertretung eine unumgängliche Notwendigkeit ist für einen Beruf, der wie der volksbibliothekarische noch um seine allgemeine Anerkennung ringt; daß wir zweitens gerade, nachdem eine wichtige Entscheidung gegen uns gefällt worden war, unsere Loyalität dem Verbande gegenüber zu erweisen haben. Drittens ist es uns wichtig, die Entschlossenheit zum Abbau des „Richtungsstreites", wie wir sie in unserer Schrift „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei" zum Ausdruck gebracht haben, auch in dem Fall zu bewähren, wo die Gegenseite in kämpferischer Haltung verharrt. Wir verhehlen es nicht und haben es auch auf der Versammlung nicht verschwiegen, daß wir durch diesen Mehrheitsbeschluß in die Opposition gedrängt worden sind und daß wir diese Opposition mit allen zulässigen Mitteln durchführen werden. Aber diese Opposition gilt nicht dem Verbande, sie gilt der kleinen Gruppe von Kollegen innerhalb des Verbandes, die es versuchen, Gegensätze wieder aufzureißen, die sich endlich zu schließen begonnen haben; die es mit unbestreitbarer Geschicklichkeit verstanden haben, mit einem Mindestmaß sachlicher Argumentation in Münster eine gewisse Massenstimmung zu erzielen, die ihren Plänen zunächst günstig war. Diese Art der Behandlung ernster Fragen im Verband halten wir für ungeeignet.

Erleichtert wurde uns die fortdauernd positive Haltung zum Verband durch die Tatsache, daß die Parität im Verband für uns nicht Selbstzweck war oder ist. Die Neutralität des Verbandes in innerberuflichen Fragen ist das viel Wichtigere, und nur, insofern diese sich in jener manifestiert, ist uns jene von Bedeutung. Wir verhehlen nicht, daß die Verhandlungen, die zwischen den Führern der verschiedenen Gruppen über die Liste des neuen Vorstandes stattfanden, unsere Hoffnung sehr bestärkt haben, daß die Väter, die den neuen unparitätischen Vorstand in die Welt gesetzt haben, ihrem Kinde mehr sachlichen Sinn mit auf den Weg gegeben haben,

als sie selbst zu zeigen für gut hielten. In der Diskussion allerdings, die vorher stattfand, merkte man nichts davon. Da klang es, als sei die Aufhebung der Parität im Vorstand nur ein Schritt auf dem Wege zur Eroberung der Macht im Verband durch die Leipzig feindliche Gruppe, und als solle der Verband das Hauptwerkzeug im Kampf gegen Leipzig werden. Nun, das wird ja nicht so heiß gegessen ... Solange der Verband Berufsverband ist und seine Aufgaben ernst nimmt, hat er alle Hände voll zu tun mit brennendsten Aufgaben, in denen wir alle einer Meinung sind und die gleichen Interessen haben. Und sollte die Leipzig feindliche Gruppe sich auf die Dauer dieser Notwendigkeit sachlicher Berufspolitik verschließen und im Verband sich wirklich ein Werkzeug gegen Leipzig schmieden wollen, so hoffen wir, wird die Einsicht aller der Berufsgenossen, denen es nicht auf Machtpolitik ankommt, sondern auf tatsächliche Berufsleistungen, stark genug sein, um solche ganz einseitigen Bestrebungen zu verhindern. Vielleicht sieht aber auch der eine oder andere der Leipzig feindlichen Kollegen doch gerade nach dieser Tagung ein, daß es sich heute im Büchereiwesen letztlich nicht mehr um den Kampf verschiedener „Richtungen" handelt, sondern daß die Frage vielmehr so steht: wie können wir unsere Kräfte unter voller Wahrung der freien Entscheidung des einzelnen Berufsgenossen durch Zusammenarbeit auf gediegener berufskundlicher Grundlage steigern, so daß die volkstümliche Büchereiarbeit, die doch das Ziel aller unserer Bemühungen ist, größer und besser wird und die in ihr liegenden Möglichkeiten voll ausgenutzt werden? Daß dem Verband in dieser Entwicklung eine große Aufgabe zufällt, nämlich den Arbeitsraum für solches Bemühen zu schaffen, wird immer mehr allgemeine Einsicht werden; ebenso aber wird sich die Erkenntnis durchsetzen, daß der Verband sich selbst zerstört, wenn er darüber hinaus in das freie Spiel der innerberuflichen Auseinandersetzungen eingreift, und daß es nicht seine Aufgabe sein kann, seine Autorität, an deren Wachstum alle seine Mitglieder mitgewirkt haben, für oder gegen die eine oder andere Gruppe seiner Mitglieder einzusetzen.

II.

Außer der Büchereipolitik beschäftigte sich die Verbandstagung mit einer Frage der Berufspolitik, die gerade jetzt höchst aktuell ist: der volksbibliothekarischen Ausbildungsfrage. Daß es überhaupt zu einer Aussprache über die Ausbildung kam, ist durchaus zu begrüßen. War es doch ganz allgemein als ein nahezu unverständlicher Mangel der Tagesordnung empfunden worden, daß sie keine gründliche Erörterung der Ausbildungsfrage vorgesehen hatte. Weniger erfreulich allerdings war, daß die Ausbildungsfrage nicht auf Grund sorgfältig vorbereiteter Referate zur Besprechung kam, sondern sich gleichsam zufällig als Nebenprodukt der

allgemeinen büchereipolitischen Erörterungen ergab. Gerade wenn man, wie die Mehrzahl der Versammlungsteilnehmer, der Meinung ist, daß die Ausbildungsfrage gegenwärtig die wichtigste berufspolitische Frage ist, muß man diesen Mangel an Vorbereitung aufs lebhafteste bedauern.

Vielleicht nimmt es angesichts der 1922, 1924, 1926 bei den Mitgliederversammlungen gefaßten Entschließungen zu dieser Frage und der Stellungnahme des Gesamtvorstandes vom Herbst 1927 wunder, daß in der Münsterer Aussprache recht verschiedenartige und zum Teil entgegengesetzte Gesichtspunkte vorgebracht wurden. Wer aber die verhältnismäßige Unentwickeltheit der volksbibliothekarischen Berufskunde kennt, wird es schon als einen Gewinn buchen, daß bei einer Aussprache, wie sie in Münster stattfand, wo alle Beteiligten zu deutlicher Darstellung ihrer Auffassung Gelegenheit hatten, eine im Interesse der Berufsentwicklung einigermaßen befriedigende Gesamthaltung vorherrschte. Einmütigkeit bestand nämlich in den zwei wichtigsten Punkten: erstens, daß der volksbibliothekarische Beruf sein deutliches Eigengepräge habe, dem die volksbibliothekarische Berufsausbildung Rechnung tragen müsse, und zweitens in der allgemeinen Entschlossenheit, die im Berufsinteresse erforderliche Verbindung volksbibliothekarischer Berufsarbeit mit dem wissenschaftlichen Leben unseres Volkes einerseits und den sozialpädagogischen Bestrebungen andererseits zu wahren. Diese Einmütigkeit wurde auch dadurch nicht ernstlich gestört, daß die Fachgenossen, die von der wissenschaftlichen Bibliothek herkommen und etwa in den sogenannten „Einheitsbibliotheken" tätig sind, die Beziehung zur wissenschaftlichen Bibliothek stärker hervorhoben, während die in den volkstümlichen Büchereien arbeitenden Kollegen in viel höherem Maße den Anschluß an die modernen sozialpädagogischen Bestrebungen forderten. Eine Verschiedenheit ergab sich bei der Frage, wie die konkreten Vorschläge zur Veränderung der preußischen Ausbildung zu bewerten seien. Die anwesenden Volksbibliothekare waren sich darüber einig, daß die bisher (in Preußen) bestehende Verkoppelung der Ausbildungsgänge für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an volkstümlichen Büchereien nicht mehr tragbar sei. Die Meinungen gingen aber auseinander bei der Frage, ob an Stelle der Verkoppelung nur eine weitgehende Gabelung zu wünschen sei (als erster Schritt auf dem Wege zur Trennung, dem dann möglichst bald weitere Schritte folgen müßten). Oder ob bei der jetzt sowieso vorzunehmenden Neuregelung der preußischen Ausbildung sofort die völlige Trennung der beiden Ausbildungsgänge zu fordern sei. (Unter allen Umständen ist, das war die Meinung auch der entschiedensten Vertreter volksbibliothekarischer Autonomie, eine Übergangsmöglichkeit aus dem einen in den andern Berufszweig zu fordern, um eine völlige Auseinanderreißung des bibliothekarischen Berufs zu vermeiden. Man dachte vielfach bei dieser Über-

gangsmöglichkeit an ein etwa der Sächsischen Ausbildungsordnung entsprechendes Übergangsjahr mit Zusatzprüfung.) Die praktischen Forderungen einiger Einheitsbibliothekare gingen weniger weit. Man müsse, sagten sie, den wissenschaftlichen Bibliothekaren die Möglichkeit der immer erneuten Berührung mit dem frischeren und aktiveren Leben der volkstümlichen Büchereiarbeit sichern, und ferner solchen Berufsanwärtern entgegenkommen, die bei Eintritt in den Beruf sich noch nicht für den einen oder anderen Zweig entscheiden können; deshalb genüge es nicht, die beiden Ausbildungswege nur dadurch zu verbinden, daß man Übergangsmöglichkeiten vom einen zum andern schaffe, sondern man müsse bestimmte, allerdings sehr sorgfältig zu erwägende gemeinsame Ausbildungsveranstaltungen vorsehen.

Sehr nachdrücklich wurde immer wieder die Auffassung vertreten, daß eine solche Verbindung unter keinen Umständen in der Form erhalten werden könnte, daß der „mittlere" Dienst an den wissenschaftlichen Bibliotheken mit dem allgemeinen Dienst an Volksbüchereien verkoppelt werden dürfte.

Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen wurden dann auch die Frage der Vorbildung sowie Art und Dauer einer spezifisch volksbibliothekarischen Ausbildung diskutiert. Man kam zu dem unter den gegebenen Verhältnissen einzig möglichen Ergebnis, eine Ausbildungskommission zu schaffen, die in tunlicher Beschleunigung das ganze Material zur Ausbildungsfrage zu durchforschen und dem Verband zur Stellungnahme vorzulegen habe. Dabei wurde insbesondere betont, daß es sich für diese Kommission weniger um theoretische Erörterungen als um eine genaue Erforschung der an den verschiedenen volksbibliothekarischen Ausbildungsstätten gesammelten Erfahrungen und eine Untersuchung der tatsächlichen Verhältnisse im volksbibliothekarischen Ausbildungs- und Prüfungswesen handelt.

III.

Die Erörterung dieser beiden großen Fragenkomplexe büchereipolitischer und berufspolitischer Art hatte den größten Teil der zur Verfügung stehenden Zeit in Anspruch genommen. Infolgedessen kamen die berufskundlichen Darbietungen nur noch in ganz fragmentarischer Weise zustande. Zwei Hauptthemen berufskundlicher Art waren auf der Tagesordnung vorgesehen: 1. Die Frage des Leserkatalogs, 2. Berichte über die Grenzlandarbeit. Durch den Beschluß der Versammlung wurde auf die Berichte über das Grenzlandbüchereiwesen verzichtet. Statt dessen wurde in einer Schlußsitzung von knapp zwei Stunden Referat (Becker-Leipzig) und Korreferat (Schuster-Berlin) über den Leserkatalog gehalten.

Zu diesem wichtigen Thema der volksbibliothekarischen Arbeit konnten infolge der vorgerückten Zeit nur gerade einige einleitende Bemerkungen

gemacht werden. Trotzdem war der allgemeine Eindruck dieser kurzen sachlichen Darlegungen für das Gesamtbild der Tagung nicht unwesentlich. Stellte sich doch dabei heraus, daß die Vertreter verschiedenartigster büchereipolitischer Auffassungen in diesem wichtigen Gebiet volksbibliothekarischer Arbeit wenigstens grundsätzlich einander sehr viel näher stehen, als es nach den büchereipolitischen Debatten der Tagung den Anschein gehabt hatte. Als besonders wichtig wollte es uns dabei scheinen, daß hier deutlich wurde, daß die Leipzig feindliche Front, die sich in den büchereipolitischen Fragen als einheitlich, in den berufspolitischen Fragen als zersplittert erwiesen hatte, in den berufskundlichen Fragen, und das sind doch letzten Endes die entscheidenden, nicht vorhanden war. So erwies sich hier also die Auffassung, die die Zentralstelle in ihrer letzten Schrift zur Frage des Büchereiwesens[1] vertreten hat, als völlig richtig, daß nämlich heute im volkstümlichen Büchereiwesen die Weiterführung des Richtungskampfes keine sachlichen Grundlagen mehr hat. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß die harmonische Stimmung, mit der die Tagung schloß, in der bewußten oder unbewußten Erkenntnis dieser im Berufsinteresse sehr erfreulichen Tatsache ihren Grund hatte.

Wenn wir das Gesamtergebnis der Tagung in Münster zu ziehen versuchen, so können wir feststellen, daß diese Tagung im ganzen einen Schritt vorwärts im volksbibliothekarischen Berufsleben bedeutet. Wir unterschätzen die Gefahr nicht, die darin besteht, daß es einer verhältnismäßig kleinen Gruppe gelungen ist, die Versammlung zu einem für das Verbandsinteresse kaum erträglichen Vorstoß in das Gebiet der Büchereipolitik zu veranlassen. Wir verkennen ferner nicht die Gefahr, die für die Berufsentwicklung darin liegt, daß eine Gruppe von Bibliothekaren, die um ihrer besonderen Aufgabe in der Einheitsbibliothek willen eine ganz bestimmte Haltung in allen berufspolitischen und berufskundlichen Fragen einnehmen zu müssen glauben, einen ihrer tatsächlichen Bedeutung im Volksbüchereiwesen nicht entsprechenden Einfluß in der Ausbildungsfrage zu nehmen versucht hat. Wir sind aber der Meinung, daß die sachlichen Argumente, die von den verschiedenen Gruppen vorgebracht wurden, stark genug waren, um unvoreingenommenen Fachgenossen aufs deutlichste zu beweisen, daß eine günstige Entwicklung des volkstümlichen Büchereiwesens nur auf einem Wege möglich ist: durch solide, immer wieder die methodischen Grundüberlegungen der spezifisch volkstümlichen Büchereiarbeit in den Mittelpunkt stellende Klärung und Förderung der volksbibliothekarischen Berufsnotwendigkeiten.

Heinrich Becker-Leipzig

[1] „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei" (Leipzig 1928, Quelle & Meyer).

Zur Internationalen Presseausstellung in Köln

Volksbildung und Presse, Faktoren, die einander entsprechen und ergänzen sollten, haben das Feld, auf dem sie gemeinsam arbeiten können, noch nicht gefunden. Dort, wo Volksbildung wirklicher Dienst am Volke sein will, zeigt sich immer wieder, daß die Tagespresse ihr vielfach entgegenwirkt, verflacht, wo sie vertiefen, auseinanderreißt, wo sie zusammenschließen will. Die „Tagespresse" — doch gibt es auch Ausnahmen? Der erzieherische Einfluß der Presse, der aufklärend-bildende, der vermittelnde, Kontinente umspannende Einfluß? Die echt politische, staatsbildende Wirkung? Also in anderer Weise durchaus auch Volksbildung? Sollte das heutige Zeitungswesen davon ganz entleert sein? Diese Fragen aufwerfen, soll keineswegs heißen, sie verneinen. Jede generalisierende Antwort muß hier fehlgehen. Es ist kein Zweifel, daß unsere führenden Zeitungen, auch so, wie sie jetzt sind, viel Möglichkeiten der volkspädagogischen Wirkung und Verwertung in sich bergen — neben all dem Zweifelhaften, Bedenklichen, Abzulehnenden. Aber die Verhältnisse liegen hier natürlich ganz anders als bei dem Schrifttum, mit dem die Volksbildung und die volkstümliche Bücherei sonst arbeitet. Es bedarf daher sehr sorgfältiger und überlegter Auseinandersetzungen und Versuche, um die Frage „Volksbildung und Presse" der Klärung näherzuführen. Fritz Klatt, der Leiter des Volkshochschulheimes Prerow-Darß, der den Lesern der „Hefte" jetzt auch durch seine Mitarbeit an unserer Zeitschrift bekannt geworden ist, hat jüngst eine besondere Arbeitsgemeinschaft dieser Frage gewidmet. Wir hoffen, daß damit der Anfang gemacht ist, diesen Problemkreis, der — wie wir wissen — für die volkstümliche Bücherei besonders auf dem Lande und in der Kleinstadt (das Feuilleton und die Romane der Provinzpresse!) noch seine besonderen Fragen mit sich bringt, systematisch zu durchdringen. Die folgenden Ausführungen wollen dem nicht vorgreifen. Sie sollen Fragen aufwerfen, Hinweise auf das ganze Problem geben. Sie sind daher bewußt einseitig und haben die allgemeinen Berichte und die uneingeschränkt zustimmenden und restlos bewundernden Urteile zum Hintergrund. — Wie kompliziert, fast heillos verwirrt unsere „Bildungslage" in Hinsicht auf die Frage „Presse" ist, lehrt überzeugend die Selbstschau des gesamten heutigen Pressewesens: die Internationale Presseausstellung in Köln. Um es vorauszunehmen — der Besuch der „Pressa" zeigt dem Nachdenkenden, daß in solcher Ausstellung nur herausgestellt wird, was den Kern, das Eigentliche verbirgt, daß diese Ausstellung also wesentlich als wirtschafts-politischer Machtausdruck zu begreifen ist. Verschiedene Einflüsse durchkreuzen sich hier. Köln als führende westdeutsche Großstadt sucht durch den Zustrom der Fremden sein Ansehen zu befestigen und seine nationale und internationale Vormachtstellung wirksam zum Ausdruck zu bringen — Städtepolitik; das Rheinland, noch immer besetztes Gebiet, seine wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung zu bekunden — Reichspolitik; die Wirtschaft, international wie deutsch, sich erneut unter der Flagge kultureller Ideale in den Vordergrund zu stellen — Wirtschaftspolitik. Die Wirtschaftsinteressen spielen hier überhaupt stark herein. Es sind ja hauptsächlich die Verlage, d. h. die geschäftlichen Unternehmen der Zeitungen, die hier ausstellen und die natürlich die Ausstellung als willkommene Gelegenheit zur Werbung benutzen. Sie haben auch kein Interesse daran, die Geld-, Wirtschafts- und politischen Mächte aufzuzeigen, die hinter ihnen stehen (vgl. Bernhard, Der Hugenbergkonzern). Das aber wäre gerade notwendig, um zu einer selbständig kritischen, politisch-wirtschaftlich aufklärenden Benutzung der Presse und zu einem Einbau derselben in das Ganze der Erwachsenenbildung zu gelangen. Doch was zeigt die „Pressa" überhaupt?

Der äußere Eindruck: auf der rechten Rheinseite ragen steil und ruhig die vornehmen, „sachlichen" Gebäude auf, ein großer Komplex, der architektonisch geformt dem modernen Bauwillen entspricht, den unsere Zeit als oft überschätztes, immerhin auch nicht zu verachtendes Eigensignum gefunden und geprägt hat. Die „Staatenhäuser" im Halbkreis, am

Rhein in breiten Terrassen die teuren Restaurants, Hoetgers Kaffee-Hag-Turm, das große Viereck der kulturellen Abteilungen: überall die Blicke frei auf das türmereiche Profil Alt-Kölns, auf den Strom, überall breite, harmonische Plätze und Anlagen mit schönstem Gartenschmuck. Doch auch hier endet es mißlich mit dem unvermeidlichen „Vergnügungspark", dessen Bars, Reit- und Tanzdielen, Berg- und Talbahn gleichfalls modern-stilisiert gebaut sind, wobei der „Inhalt" die Form zwangsmäßig verkitscht. Die Innenräume der Pressa: kalte Treppenhäuser, große, vornehme Säle, als eindrucksvollster vielleicht der „Preußensaal", der ganz schlicht gehalten mit schmalen, tiefgehenden, hohen Fenstern, zwischen denen gelb gepolsterte Stühle mit steiler Lehne stehen, an den weißen Wänden niedrige, schwarze Vitrinen mit den Dokumenten aus dem preußischen Staatsarchiv. Unbestreitbar stark wirkt das Ganze als Architektur. Und als Ausstellung? Da niemand tagelang sich die ausgestellten Dinge ansehen kann, geht man hindurch, nippt da und dort (erfreut sich in der katholischen Sonderschau z. B. an den herrlichen Bibelhandschriften und -drucken), sieht dies und jenes, eine Fülle, die leicht verwirrt, statt zu vertiefen.

Die „Pressa" hat das typische Gesicht unserer chaotischen Gegenwart. Welchen Sinn hat z. B. in ihr als einer doch vorwiegend wirtschaftlichen Ausstellung eine katholische oder evangelische Sonderschau? Diese Unterordnung unter die Wirtschaftsmacht bekundet nur die Verflachung auch der religiösen Sphäre. Aber ganz abgesehen davon: weder eine fruchtbare Kritik, die der Besucher gewinnen müßte, die die Presse selbst sich schuldet, wird hier, wenn auch nicht angestrebt, so doch wenigstens auf irgendeine Weise ermöglicht, noch auch gibt die Ausstellung eine wirkliche Einsicht in das Wesen und den Wert der Presse. Im Saale des 20. Jahrhunderts liegen in der katholischen Sonderschau Tausende von Sonntagsblättern. Die Naivität der Aussteller, die da glauben, durch die größten Zahlen und Auflagen den Wert ihrer Sache beweisen zu können, erscheint symptomatisch. Noch immer stellen also äußerer Betrieb, Zahlensuggestion und „großzügige" Organisation die ideale Form, die Öffentlichkeit zu informieren und zu überzeugen, dar. Daß dies die Gefahr gerade der Presse und ihrer Nachrichtenverbreitung ist, wird und soll nicht gesehen werden. Daß man z. B. auch fragen könnte, welche kulturellen, politischen, soziologischen Faktoren hinter diesen verschiedenen Zeitungen und Blättern stehen, wird als unwichtig, wenn nicht gar unangebracht übergangen. Eine bemerkenswerte Ausnahme bildet in dieser Hinsicht die Ausstellung der deutschen Arbeiterpresse, die wenigstens zum Teil solchen Forderungen entspricht: Ein guter Tendenzfilm klärt über den schweren Aufstieg der sozialistischen Zeitungen in einem ihr feindlichen Staate auf (Sozialistengesetz!). Große Tabellen geben auch über die innere Organisation, z. B. der Gewerkschaftspresse, Aufschluß. Wirkungsvolle Drucksachen zum Mitnehmen geben dem Besucher die Möglichkeit, das Gesehene später ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber auch hier soll die große Zahl eine Wirkung suggerieren, die doch nur Oberfläche streift. — Die geistige Aufgabe und Arbeit einer modernen Zeitungsredaktion kann nicht und soll nicht gezeigt werden. Die „Internationalität" der Ausstellung verwischt mit Absicht die nationale Begrenzung und Umgrenzung, die doch auch das Zeitungswesen hat. Warum deutet z. B. nichts auf die Schwierigkeiten, die etwa die deutsche Grenzpresse durchzumachen hat?

An diesen Stellen beginnen doch erst die Probleme des Zeitungswesens und die Berührungen mit den kulturfördernden Bestrebungen, wie sie das Volkshochschul- und Volksbüchereiwesen vertritt. Von alldem sieht man in der „Pressa" natürlich nichts! Ob dies der Absicht und Herkunft solcher Ausstellung nach so sein muß, steht hier nicht zur Diskussion. Aber der naiven Bewunderung, der unwissenden Hochschätzung dieser Art Massenbildung und Volksaufklärung muß innerhalb unseres Volksbüchereikreises nachdrücklich entgegengetreten werden. Was uns die „Pressa" zeigt, ist die Tatsache, daß öffentliche Bildungsarbeit, wie sie Volkshochschule und Bücherei leisten wollen, weder diese großen Öffentlichkeitsmächte der Gegenwart einfach ignorieren kann, noch daß sie sie ohne genaue Kenntnis und Aus-

einanderseßung ablehnen kann. Daß ferner diese Orientierung und Auseinandersetzung auf solchen Ausstellungen nur schwer möglich ist; daß aber Mittel und Wege gefunden werden müssen, die Presse auch zur positiven Mitarbeit an den Aufgaben der Volksbildung zu bringen und zu benutzen. In diesem Sinn allerdings ist ähnlich wie die „Gesolei" auch die „Pressa" für uns lehrreich und sehenswert. Dr. Bernhard Rang

Im Blick auf die fast uneingeschränkte Zustimmung, die die „Pressa" gefunden hat, haben wir geglaubt, dieser kritischen Stimme unseres Mitarbeiters um so eher Raum geben zu müssen, als sie bereits Fragen andeutet, die zu dem ganzen Problemkreis „Presse und Volksbildung" hinführen. Wir behalten uns vor, in weiteren Veröffentlichungen von der Arbeit, die Dr. Klatt begonnen hat, zu berichten, sowie auf die Frage, ob die volkstümliche Bücherei Zeitungen in ihren Lesesälen führen soll, und wie deren Benutzung volkspädagogisch positiv zu gestalten ist, einzugehen. Auch sind uns Mitteilungen über die Beobachtungen, die in den Büchereien über den Einfluß der Zeitungsromane auf die Leserwünsche usw. gemacht sind, willkommen. In diesem Zusammenhang sei noch auf die Darlegungen von Alfons Paquet verwiesen, die sich zu dem Thema „Presse" und „Ausstellungen" in den „Tagungsberichten des Hohenrodter Bundes", 1. Band, S. 69ff. (Stuttgart 1928, Verlag Silberburg) finden. Die Schriftleitung

Kleine Mitteilungen

Der Volkshochschulgedanke. Im Neuwerk-Verlag zu Kassel ist unter diesem Titel vor kurzem eine Sammlung von Aufsätzen von Georg Koch erschienen, die sämtlich sich mit Volkshochschulfragen befassen (197 Seiten, Preis 6.– M.). Seit Jahren hat Georg Koch in engster Verbundenheit mit der Volkshochschularbeit die Entwicklung dieses Zweiges durch seine beratenden, fördernden und zur Besinnung aufrufenden Vorträge und Aufsätze begleitet. Wie reich und tief diese Arbeit ist, geht jetzt aus diesem Sammelband, der mit einem Aufsatz aus dem Jahre 1916 einsetzt, hervor. Der Erfahrungskreis, aus dem Georg Koch spricht, setzt sich – wie er im Vorwort andeutet – „aus vier unter sich verschiedenen Teilbereichen zusammen: Aus einer siebenjährigen Bildungsarbeit in einem kleinen Freundeskreise städtischer Arbeiter bereits vor dem Kriege, einer neunjährigen Verbundenheit mit konservativem Bauerntum im Pfarramt einer hessischen Dorfgemeinde, im letzten Kriegsjahre aus der Arbeit an der ‚Feldhochschule' der 48. Reserve-Division, die an der Front im Geiste einer Jugend-Volkshochschule zu wirken bestrebt war, und endlich nach dem Kriege aus persönlicher Fühlung, zum Teil in eigenen Gastkursen, mit einzelnen Heimvolkshochschulen". Diese Sammlung der uns schon bei ihrem Erscheinen so wertvollen Arbeiten Georg Kochs wird zweifellos – wie es der Wunsch des Verfassers ist – „dem nachdenklichen Freunde einer neuen Volksbildung dazu helfen, den tragenden Gedanken der Volkshochschule klarer und zugleich tiefer zu erfassen". Eine ausführliche Würdigung behalten wir uns vor.

Das Buch des Arbeiters. Das Oktoberheft 1928 des Jungbuchhändler-Rundbriefes (zu beziehen durch Peter Buchgraber, Bühl/B, Preis 1.– M.) ist dem Thema „Das Buch des Arbeiters" gewidmet. Mitarbeiter dieses Heftes sind Arbeiter sowie Buchhändler, Volksbibliothekare, Jugendpfleger und Lehrer. Wenn es auch nicht in der Absicht eines solchen Heftes liegt, das zunächst für die Kreise des Jungbuchhandels gedacht ist, endgültige Lösungen dieses schwierigsten Problemes der neuzeitlichen Bildungsarbeit zu bringen, so verdient dieses Heft durch die Beiträge aus den verschiedensten an diesem Problem beteiligten Kreisen Beachtung. Wir behalten uns vor, auf das Heft noch in anderem Zusammenhang einzugehen.

Das neue Schulhaus. Im Verlag der Leipziger Lehrerzeitung (Kommission Greßner & Schramm, Leipzig) ist die Schrift „Das neue Schulhaus" erschienen, die neben grundsätzlichen Erörterungen zum Schulbau ausführliche Angaben über die innere Ausstattung des Schulhauses (Verkehrsräume, Verwaltungs- und Sammlungsräume, Unterrichtsräume, Räume für Schulgesundheitspflege, Schulhaus und Bebauungsplan usw.) enthält. In dieser Schrift sind auch die Fragen der räumlichen Unterbringung und Ausstattung der Schulbücherei und Schullesehalle berücksichtigt. Für alle an der Schularbeit und an der Schülerbüchereiarbeit Interessierten wird diese Schrift reiche Anregungen bringen.

Leserzeitschrift. Die Städtischen Bücherhallen zu Leipzig, die bisher die Nummern der „Hefte für Büchereiwesen", die Buchbesprechungen enthielten, zugleich ihren Lesern zur Orientierung über die Neuerscheinungen zur Verfügung gestellt haben, haben jetzt — durch den weiteren Ausbau der „Hefte" zu einer reinen Fachzeitschrift veranlaßt — eine Leserzeitschrift in neuer Folge herausgegeben. Die erste Nummer ist im Oktober erschienen. Die Zeitschrift soll zweimonatlich über die Neueinstellungen in den Städtischen Bücherhallen in Form von Buchanzeigen, kurzen Besprechungen und einführenden Aufsätzen berichten. Die Schriftleitung liegt in den Händen von Dr. Peter Langendorf. Der Nummer 6 der „Hefte für Büchereiwesen" wird die erste bzw. die zweite Nummer beigelegt werden.

Vierte Städtische Bücherhalle zu Leipzig. Rat und Stadtverordnete der Stadt Leipzig haben unter dem 11. Juli 1928 die Errichtung einer vierten Städtischen Bücherhalle beschlossen. Schon seit über zehn Jahren ging die Absicht der städtischen Körperschaften dahin, auch in dem dicht bevölkerten Westen der Stadt eine Städtische Bücherhalle — wie es die Gesamtplanung vorsah — aufzubauen. Bisher war die Verwirklichung dieses Planes an der Erstellung von geeigneten Räumen gescheitert. Jetzt haben sich die städtischen Körperschaften entschlossen, in außerordentlich günstiger Lage ein eigenes Gebäude zu errichten. Mit den Bauarbeiten ist bereits Ende Oktober begonnen. Für die Errichtung des Gebäudes und für die Ausstattung der Bücherhalle, die zugleich eine Kinderlesehalle, einen Zeitungslesesaal und Vortragssaal erhalten wird, sind von den städtischen Körperschaften insgesamt 382.000 M. bewilligt worden.

Büchereiarbeit im Landkreis Bochum. Der Landkreis Bochum hat vor kurzem einen gedruckten Bericht nebst Statistik der Öffentlichen Büchereien der Gemeinden des Landkreises Bochum für das Jahr 1927 herausgegeben. Dieser Bericht zeigt, wie lebhaft die Büchereiarbeit innerhalb dieses Kreises betrieben wird. Der Bericht umfaßt zunächst ein Verzeichnis der 8 Volksbüchereien, die im Landkreis in einheitlicher Verwaltung zusammengefaßt sind. Sodann gibt er eine Übersicht über den Zuwachs an Büchern und die Zahl der Leser in Verteilung auf die einzelnen Büchereien. Bei dieser Übersicht fehlt leider eine Angabe der Einwohnerzahlen der einzelnen Orte, die das Bild noch deutlicher machen würden. Auch bei der Angabe der Leserzahl ist nicht ohne weiteres deutlich, ob es sich dabei um aktive Einzelpersonen handelt oder um Besuche, wenn auch das erstere wohl anzunehmen ist. (Auf eine Anfrage wurde uns mitgeteilt, daß diese Annahme zu Recht besteht.) In zwei weiteren Übersichten wird dann die Ausleihe dargestellt, und zwar einmal eine Monatsstatistik der Gesamtausleihungen, die die allgemein bekannte Tatsache der außerordentlich geringen Benutzung in den Sommermonaten auch statistisch belegt. Die letzte Übersicht bringt dann die Entleihungen innerhalb der einzelnen Gebiete und eine Verteilung der Leser auf die einzelnen Bevölkerungs- und Berufsgruppen. Bemerkenswert ist dabei der starke Anteil, den die Arbeiterschaft an der Benutzung ausmacht. Innerhalb der männlichen Arbeiterschaft, die von einer Gesamtleserzahl von 5020 Personen 2597 Leser umfaßt, stehen die Bergleute mit 1773 Personen an erster Stelle, während die Fabrikarbeiter 317 Leser stellen und eine zusammenfassende Gruppe sonstiger Arbeiter den Rest enthält.

Weltbund für Erwachsenenbildung. Ende Juli hat in Oberhof die diesjährige Vertreterversammlung des Weltbundes für Erwachsenenbildung (The World Association for Adult Aducation) stattgefunden. Die Versammlung beschäftigte sich vor allem mit der Frage einer Weltkonferenz für Erwachsenenbildung. Gemäß schon früher gefaßten Beschlüssen wurde daran festgehalten, diese Weltkonferenz im August 1929 in Cambridge zu veranstalten. Programm und Redner wurden festgesetzt. Im Rahmen der Vorträge und Besprechungen soll auch das öffentliche Büchereiwesen behandelt werden. Nähere Mitteilungen über das Programm sowie Einladungen zur Weltkonferenz sind durch die Deutsche Geschäftsstelle (Leipzig N 22, Richterstraße 8) zu erhalten.

Neben den Verhandlungen über die Weltkonferenz und über die Organisation des Weltbundes wurde das Fachthema der Arbeiterbildung behandelt. Außer aufschlußreichen Berichten über die Lage und Ziele der Arbeiterbildung in den verschiedenen Ländern wurde ein grundsätzliches Referat von Universitätsprofessor Dr. Hermberg, Leipzig, über das Problem der Arbeiterbildung gehalten.

Die Deutsche Gruppe des Weltbundes für Erwachsenenbildung veröffentlichte Ende Juni einen Arbeitsbericht für das Jahr 1927/28, in dem ausführliche Mitteilungen über die Ziele und Maßnahmen des Weltbundes wie der Deutschen Gruppe enthalten sind. Ferner wurde ein Heft mit verschiedenen Berichten, u. a. über die kulturkundliche Studienreise der Volkshochschule Düsseldorf nach Dänemark und Schweden, herausgegeben. Die Veröffentlichungen stehen Interessenten durch die Geschäftsstelle unberechnet zur Verfügung.

Volkshochschule Sachsen. Am 29. und 30. September veranstaltete der Verein Volkshochschule Sachsen e. V. seine diesjährige Jahresversammlung in Zwickau. Neben Verhandlungen über Arbeit und Finanzlage des Vereins wurde besonders das Thema Arbeiterbildung behandelt. Die Hauptreferenten waren Universitätsprofessor Dr. Hermberg (Volkshochschule Leipzig) und Dozent Dr. Sturmfels (Akademie der Arbeit, Frankfurt a. M.). Beide Referenten entwickelten mit aller wünschenswerten Deutlichkeit die Richtlinien für die Arbeiterbildung aus der gegenwärtigen soziologischen und ideologischen Lage der Arbeiterschaft und kamen übereinstimmend zu der Forderung, daß mindestens in der Volkshochschularbeit im mitteldeutschen industrialisierten Gebiet die Arbeiterbildung im Mittelpunkt der Volkshochschularbeiten zu stehen hat.

Preußische Volksbüchereivereinigung. Am 14. und 15. Oktober hielt die Vereinigung ihre diesjährige Jahresversammlung im Stadtverordneten-Sitzungssaal zu Münster ab. Nach Begrüßungs- und Dankesworten des Vorsitzenden an den Herrn Regierungspräsidenten und an den Herrn Oberbürgermeister und Magistrat der Stadt, die durch ihre Vertreter die Versammlung begrüßt hatten, und nach den Berichten über die Arbeiten und die Finanzlage der Preußischen Volksbüchereivereinigung wurde als erstes Thema „Die Arbeit in den Beratungsstellen“ behandelt. Hier erstatteten die Leiter der Beratungsstellen Hannover, Westfalen, Ostpreußen, Rheinland-Süd aufschlußreiche Berichte über die Entwicklung ihrer Arbeit. Der folgende Tag war der Ausbildungs- und Prüfungsfrage gewidmet. Der Vorsitzende konnte hier darauf hinweisen, daß die Preußische Volksbüchereivereinigung seit der Versammlung in Goslar sich mit größter Entschiedenheit der Regelung der Ausbildung und Prüfung für den volksbibliothekarischen Dienst in Preußen angenommen hätte und, ohne von den klaren Forderungen, die der volksbibliothekarische Beruf für diese wichtige Angelegenheit notwendig machte, abzugehen, um eine befriedigende Lösung sich bemüht hätte. In diesem Zusammenhang waren von besonderem Interesse die Referate, die Bibliothekar Hans Hofmann-Leipzig, Dr. Maria Steinhoff-Köln und Dr. Karl Pütz-Hannover hielten. Jeder der Referenten konnte von einem besonderen Teilgebiet der Arbeit nachweisen, daß die Ausbildungs- und Prüfungsfrage entscheidend die Zukunft der volksbibliothekarischen

Arbeit bestimmen werde. Ein ausführlicher Bericht über die Tagung, vor allem auch über das Referat von Fräulein Dr. Steinhoff, das Lehrpläne und Arbeitsweise der Westdeutschen Büchereischule behandelte, wird veröffentlicht werden.

Kreisbüchereiwesen und Stadtbücherei Lauban. Im Zusammenhang mit dem Büchereiaufbau im Regierungsbezirk Liegnitz wurden Anfang November das Kreisbüchereiwesen im Kreise Lauban und die Stadtbücherei Lauban eröffnet. Im Kreise Lauban ist der Betrieb der Wanderbücherei eingestellt worden, und es sind unter Verwertung des brauchbaren Altbestandes zunächst in sechs Gemeinden und Städten (von je 2000—4000 Einwohnern) Ortsbüchereien eingerichtet. Erfreulicherweise haben die Gemeinden fast durchwegs eigene Räume für die Büchereien zur Verfügung gestellt. Diese Büchereien arbeiten zunächst mit einem Bestand von 300 bis 500 Bänden. Sie sind aber nun nicht nur auf den eigenen Bestand angewiesen, sondern der Magistrat der Stadt Lauban hat sich dankenswerterweise bereit erklärt, die Stadtbücherei Lauban als fachlichen Rückhalt und Mittelpunkt für die Büchereien des Kreises bereitzustellen. Die Gesamteinrichtung wurde unter sorgfältigster Berücksichtigung der örtlichen und landschaftlichen Eigenart in engster Zusammenarbeit mit dem Landrat des Kreises Lauban und den für die Büchereileitung in Aussicht genommenen Persönlichkeiten durch die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen vorgenommen.

Auch das Büchereiwesen in der Stadt Lauban ist in den letzten Monaten einer durchgreifenden Reorganisierung und Ausgestaltung unterzogen worden. Die Stadt hat nicht nur geeignete Räume zur Verfügung gestellt, sondern diese auch in einer geradezu vorbildlichen Weise ausgestattet, so daß hier — schon was die Unterbringung und Raumgestaltung anbetrifft — ein außerordentlich eindrucksvolles Beispiel geschaffen worden ist. Mit der neuen Unterbringung wurden naturgemäß auch eine sorgfältige Durchsicht und Erweiterung des Bestandes sowie die Einrichtung neuzeitlicher Verwaltungs- und Ausleihorganisationen verbunden. Kreis und Stadt haben gemeinsam eine volksbibliothekarisch geschulte und erfahrene Kraft angestellt.

Die Stadtbücherei Lauban wurde am 3. November mit einer schlichten Feier der Öffentlichkeit übergeben. Herr Erster Bürgermeister Martius, der diesem Werk von Anfang an ein außerordentlich starkes Interesse und Verständnis entgegengebracht hat, berichtete den Erschienenen von dem Verlauf der Umgestaltungsarbeiten und von der Bedeutung, die die neue Stadtbücherei für das kommunale Bildungswesen haben wird. Er betonte dabei, daß neben der Pflege der wertvollen alten Bestände an Druckschriften, Urkunden usw., über die die Stadt verfügt, die Maßnahmen für eine neuzeitliche kommunale Bildungsbücherei nicht zu kurz kommen dürften. Jetzt habe die Stadt auch für diese Zwecke etwas geschaffen, was hoffentlich Grundlage und Mittelpunkt für viele kulturelle Bestrebungen in der Stadt bilden werde. Besonders bedeutungsvoll werde diese Arbeit dadurch, daß hier zum ersten Male in Schlesien Stadt und Kreis zu völliger Zusammenarbeit sich entschlossen hatten. Schließlich sprach er allen, die zu dem Gelingen des schönen Werkes beigetragen hatten, dem Herrn Regierungspräsidenten zu Liegnitz, dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen sowie vor allem auch allen Mitarbeitern in Lauban den herzlichsten Dank der Stadtverwaltung aus.

Herr Landrat Freiherr v. Rabenau berichtete dann von dem Aufbau des Grenzlandbüchereiwesens und der Zusammenarbeit mit der Stadt. Bibliothekar Hans Hoffmann-Leipzig hielt darauf einen Vortrag über „Aufgabe und Bedeutung der öffentlichen Bücherei" und Büchereileiter Gustav Dasler gab an Hand von ausgelegten wertvollen Urkunden und Büchern der alten Archivbücherei interessante Einblicke über die Entwicklung des Laubaner Bibliothekwesens. Eine Besichtigung der Stadtbücherei mit Erläuterung über Organisation

und Einrichtung der Bücherei bildete den Schluß der Feier. (Über die fachlichen Einzelheiten dieser Arbeit ist in der Schrift „Volkstümliches Büchereiwesen im Regierungsbezirk Liegnitz" ausführlich berichtet.)

Einführungslehrgang der Deutschen Zentralstelle. Vom 5. bis 10. November 1928 fand in Leipzig ein Einführungslehrgang der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen statt, der im Auftrage des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und des Sächsischen Ministeriums für Volksbildung sowie anderer Volksbildungsorganisationen durchgeführt wurde. Vom Österreichischen Bundesministerium für Unterricht nahmen zwei Volksbildungsreferenten sowie ein Mitarbeiter des Ministeriums an dem Lehrgang teil. Wie die meisten Lehrgänge der Deutschen Zentralstelle erhielt auch dieser seine Eigenart dadurch, daß Büchereileiter fast aus allen Teilen des Reiches dabei vertreten waren. So wurde schon am ersten Tage, als die einzelnen Teilnehmer über ihre Arbeit berichteten, ein außerordentlich reizvolles Bild des Büchereiwesens in den verschiedenen Landschaften entrollt. Im Mittelpunkt des Lehrganges standen die Fragen der Bevölkerungs- und Leserkunde, der Bücherkunde und des Aufbaues des Büchereiwesens überhaupt. In Einzelreferaten sowie in arbeitsgemeinschaftlichen Aussprachen wurden die verschiedenen Gebiete behandelt. Sonderveranstaltungen fanden zur Frage der Jugendliteratur und Schülerbücherei sowie über die Volkshochschularbeit statt. Alle Darlegungen konnten an praktischen Beispielen veranschaulicht werden. Ein Tag des Lehrganges war der Besichtigung neu eingerichteter oder umgestalteter Büchereien in kleinen Gemeinden und Städten in der Nähe von Leipzig gewidmet. So standen Vortrag, Aussprache und lebendige Anschauung in einem glücklichen Wechsel. — Trotz außerordentlich starker Nachfrage kann in diesem Jahr ein Einführungslehrgang nicht mehr abgehalten werden, da alle bibliothekarischen Mitarbeiter der Deutschen Zentralstelle durch Aufbauarbeiten vollständig in Anspruch genommen sind. Jedoch wird voraussichtlich im Frühjahr des nächsten Jahres die Lehrtätigkeit wieder aufgenommen.

Der Evangelische Presseverband für Schlesien (Abteilung Evangelischer Volksbildungsausschuß) veranstaltete vom 9. bis 11. November 1928 im Albrechtshaus in Camenz (Schlesien) in Verbindung mit der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen eine Freizeit über das Büchereiwesen für schlesische evangelische Volks- und Vereinsbibliothekare. Der Leiter des Volksbildungsausschusses, Dr. Rudolf Mirbt-Breslau, behandelte dabei die Notwendigkeit evangelischer Volksbildung und das evangelische Volksbildungswesen in Schlesien, während im Anschluß an das Referat von Fräulein Else Schaeffer-Leipzig die grundsätzlichen Fragen der Buchauswahl und der Buchvermittlung mit besonderer Betonung der Probleme und Notwendigkeiten, die sich innerhalb einer evangelischen Volksbildung ergeben, behandelt wurden. Auch bei der diesjährigen Tagung zeigte sich, daß im Kreise der hier Versammelten ein außerordentlich lebendiges Interesse für die Fragen der neueren Volksbildungsarbeit vorhanden ist. Es ist kein Zweifel, daß die Volksbildungsbewegung in Schlesien nicht zuletzt der Tätigkeit dieses Kreises Anregung und Belebung verdankt.

Der Leipziger Jungbuchhandel veranstaltet unter der Leitung von Gerhard Schönfelder in diesem Winter eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Thema „Kritik und Auswahl des Buches". In sechs Abenden wird das Thema von den verschiedensten Gesichtspunkten aus durchgeführt. Zu Beginn gab Bibliothekar Dr. Bernhard Rang von der Landesbücherei Gera einen Überblick über die literarkritischen Zeitschriften Deutschlands. Lehrer Paul Wagner, Vorsitzender des Leipziger Jugendschriftenausschusses, behandelte das Thema „Kritik und Auswahl der Jugendschrift". Dr. Peter Langendorf-Leipzig, der vor seiner Tätigkeit bei den Städtischen Bücherhallen bei der Presse war, gab Darlegungen über „Die literarische Kritik in der Presse und das Rezensionswesen". Der Schriftleiter der „Hefte" sprach über „Auswahl

und Aufbau des Buchbestandes in der volkstümlichen Bücherei". Dasselbe Thema vom Standpunkt der wissenschaftlichen Bibliothek wird Dr. Hans Praesent, Bibliothekar an der Deutschen Bücherei, behandeln, während ein abschließendes Referat von Dr. Rahmund Schmidt „Besprechungswesen und Buchhandel" zum Gegenstand hat. Wir behalten uns einen Bericht über den Verlauf dieser Arbeitsgemeinschaft, die einen sehr interessierten Kreis von Sortimentern, Verlegern und Bibliothekaren der verschiedenen Büchereien zusammenführte, vor.

Bekanntmachung über die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien.

Die Prüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien Sachsens findet in Leipzig am Dienstag, den 5. März 1929, und den folgenden Tagen statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917, Stück 15, Seite 92ff.) bis spätestens 15. Dezember 1928 an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitätsbibliothek, Beethovenstraße 6, einzureichen.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Personalnachrichten

Dr. Adolf Waas, Vorstandsmitglied der Deutschen Zentralstelle, bisher Direktor der Stadtbücherei Darmstadt, der vom Preußischen Ministerium mit dem Aufbau der Büchereiarbeit im Saargebiet beauftragt wurde, ist von der Stadt Frankfurt a. M. zum Direktor der Städtischen Büchereien gewählt worden.

Dr. Karl Pütz, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Beratungsstelle für das öffentliche Büchereiwesen in der Provinz Hannover, ist zum Direktor der Städtischen Bücherei Harburg-Wilhelmsburg gewählt worden.

Dr. Ewald Roellenbleck, 1. April 1927 bis 30. September 1928 stellvertretender Leiter der Stadtbücherei Darmstadt, wurde unter dem 1. Oktober 1928 zum Stadtbibliothekar und Leiter der Stadtbücherei Darmstadt ernannt. — An der gleichen Bücherei wurde die Stelle eines zweiten Bibliothekars und stellvertretenden Leiters neu geschaffen und für diese Dr. Otto Fuhr gewählt.

Kreis und Magistrat Lauban (Schlesien) haben ab 1. August für das Grenzlandbüchereiwesen des Kreises Lauban und die Stadtbücherei Lauban die Stelle einer Kreis- und Stadtbibliothekarin geschaffen. Diese wurde mit Fräulein Paula Haeger, vordem an den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig, besetzt. — Die Herren Dr. Pütz, Dr. Roellenbleck, Dr. Fuhr sowie Fräulein Paula Haeger haben ihre Ausbildung in der Deutschen Volksbüchereischule Leipzig empfangen und mit der Sächsischen Staatsprüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien abgeschlossen.

An die Bezieher

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei. Wir bitten, das Bezugsgeld für den XII. Jahrgang 1928, der mit der im Dezember erscheinenden Nummer 6 zu Ende geht, möglichst umgehend einzuzahlen.

Für diejenigen Bezieher, die durch Sammelbezug ihrer Organisation die Zeitschrift erhalten, erfolgt, sofern dieselbe nicht auf Grund der Mitgliedschaft bei den einzelnen Organisationen oder von Regierungsseite unentgeltlich geliefert wird, Einziehung des Bezugsgeldes durch die betreffende Organisation.

Um zeitraubende und kostspielige Mahnungen zu vermeiden, bitten wir, die Begleichung des Betrages umgehend vorzunehmen.

Mit dem XIII. Jahrgang werden die „Hefte" in eine Monatsschrift mit bedeutend erweitertem Umfang (voraussichtlich 32 Bogen statt 21 Bogen) umgewandelt werden. Diese Umstellung macht auch eine engere räumliche Verbindung zwischen der Schriftleitung und dem Verlag erforderlich, so daß die Hefte ab 1. Januar 1929 in einen eigenen Verlag der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen übergehen werden.

Die Erweiterung des Umfanges wird uns dann endlich Gelegenheit geben, ohne Vernachlässigung der bisher gepflegten Aufgaben das Besprechungswesen der Hefte und die Behandlung praktischer Büchereifragen wesentlich zu erweitern. Über die Bezugsbedingungen für den neuen Jahrgang erfolgen nähere Mitteilungen demnächst. Die Schriftleitung

Randbemerkungen

Martin Edens erster Besuch in der öffentlichen Bücherei[1]

Martin Eden blickte sich nach seinem Freund um, der immer noch seinen Brief las, und sah die Bücher auf dem Tische. In seine Augen trat der träumerische, sehnsüchtige Ausdruck eines Hungrigen, der etwas Eßbares sieht. Einer Eingebung folgend, trat er mit einem einzigen Schritt und einem Ruck der Schultern von rechts nach links an den Tisch, wo er zärtlich über die Bücher zu streichen begann. Er betrachtete Titel und Verfassernamen, las Bruchstücke von ihrem Inhalt, liebkoste die Bände immer wieder mit Augen und Händen und erkannte ein Buch, das er gelesen hatte; die übrigen Bücher und Schriftsteller waren ihm fremd. Ein Buch von Swinburne fiel ihm plötzlich in die Hand. Er begann darin zu lesen, vergaß bald ganz, wo er sich befand, und sein Gesicht leuchtete. Zweimal blätterte er zurück, um den Namen des Verfassers zu sehen. Swinburne! Den Namen wollte er sich merken. Der Mann hatte Augen im Kopf und hatte wahrhaftig Farben und strahlendes Licht gesehen. Aber wer war Swinburne? War er seit hundert Jahren tot wie die meisten Dichter? Oder lebte und schrieb er noch? Er blätterte zur Titelseite zurück. Ja, er hatte noch andere Bücher geschrieben. Schön, das erste, was er morgen früh tun wollte, war, daß er in die Volksbücherei ging und etwas von dem, was Swinburne geschrieben hatte, zu bekommen suchte. Dann kehrte er wieder zu dem Inhalt des Buches zurück und vergaß alles um sich her.

✶

Martin hatte zwischen den Volksbibliotheken von Berkeley und Oakland geschwankt und entschloß sich für die Oakländer, weil Ruth in Oakland wohnte. Wer konnte es wissen? — Eine Bibliothek war ein Ort, wo sie zu Hause war, und vielleicht traf er sie dort. Er wußte nicht Bescheid in Bibliotheken, und er wanderte an endlosen Bücherreihen vorbei, bis das junge Mädchen mit den feinen französischen Zügen, das anscheinend die Aufsicht über die Abteilung führte, ihm erzählte, daß die Handbücherei sich oben befand. Er war zu unbewandert, um den Mann am Tische zu fragen, und machte seine ersten Versuche in der philosophischen Abteilung. Er hatte wohl von Philosophie gehört, aber nicht gedacht, daß soviel darüber geschrieben war. Die hohen, sich unter der Last der schweren Bände biegenden Regale demütigten ihn und spornten ihn gleichzeitig an. Hier gab es doch eine Arbeit, die noch Kopfzerbrechen lohnte. In der mathematischen Abteilung fand er Bücher über Trigonometrie, und er überlief hastig die Seiten und starrte auf die sinnlosen Formeln und Figuren. Englisch konnte er lesen, aber die Sprache, die er hier sah, war ihm völlig fremd. Norman und Arthur kannten diese Sprache. Er hatte sie sie reden hören. Und sie waren ihre Brüder. Verzweifelt verließ er die Regale. Es war, als ob die Bücher von allen Seiten auf ihn

[1] Aus: Jack London, Martin Eden.

einstürmten und ihn unter sich begruben. Nie hatte er sich träumen lassen, daß die Grundlage menschlichen Wissens so breit sei. Er war erschrocken. Wie sollte sein Kopf je damit fertig werden. Später fiel ihm ein, daß andere Männer, viele Männer, damit fertig geworden waren; und mit unterdrückter Leidenschaft schwor er einen wilden Eid, daß sein Kopf auch schaffen sollte, was der ihre geschafft hatte. Und so ging er denn, zwischen Entmutigung und Entzücken schwankend, weiter und starrte auf die von Gelehrsamkeit strotzenden Regale. Auf einem, das verschiedenartige Literatur enthielt, stieß er auf ein Exemplar von „Norries Epitome". Er durchblätterte es ehrfurchtsvoll. Irgendwie redete es eine verwandte Sprache. Er und das Buch, sie beide gehörten dem Meere an. Dann fand er einen Band von Bowditch sowie Bücher von Lecky und Marshall. Da wußte er es: er wollte selbst Navigation lernen. Er wollte kein Glas mehr anrühren, wollte arbeiten und Kapitän werden. Ruth schien ihm in diesem Augenblick ganz nahe. Als Kapitän konnte er sie heiraten (wenn sie ihn haben wollte), und wenn sie nicht wollte, nun ja, dann wollte er um ihretwillen als Mann unter Männern leben und jedenfalls nicht mehr trinken. Dann fielen ihm die Assekurateure und Reeder ein, die zwei Herren, denen ein Kapitän dienen muß, wenn er sich nicht den Hals brechen will, und deren Interessen sich strikte zuwiderlaufen. Er blickte sich im Raume um, schloß die Augen und sah all die zehntausend Bücher vor sich. Nein, er wollte nichts mehr mit der See zu tun haben. In diesem Überfluß von Büchern war Macht, und wenn er Großes verrichten wollte, so mußte er es zu Lande. Übrigens durfte ein Kapitän auch seine Frau nicht an Bord nehmen. —

Es wurde Mittag, und es wurde Nachmittag. Er vergaß zu essen und suchte weiter nach Büchern über den guten Ton, denn außer seiner Sorge um seine Laufbahn quälte ihn ein einfaches und ganz gegenständliches Problem. Wie bald kann man einen Besuch wiederholen, wenn eine junge Dame einen dazu auffordert? Das waren die Worte, in die er es kleidete. Als er aber das betreffende Regal fand, suchte er vergebens nach Antwort. Er erschrak über das riesige Gebäude der Etikette und verlor sich in einem Labyrinth von Regeln über den Gebrauch von Visitenkarten in der guten Gesellschaft. Er gab es auf, weiter zu suchen. Er hatte nicht gefunden, was er brauchte; das einzige, was er fand, war, daß es einen Menschen ganz in Anspruch nahm, wenn er nach den Regeln der Höflichkeit leben wollte, und daß er zunächst genug damit zu tun hatte, sich der Vorbereitung zu einem solchen Leben zu widmen.

„Haben Sie gefunden, was Sie suchten?" fragte ihn der Mann am Pult, als er ging.

„Ja", antwortete er. „Sie haben eine sehr schöne Bibliothek."

Der Mann nickte. „Wir würden uns freuen, wenn Sie öfter wiederkämen. Sind Sie Seemann?"

„Ja", antwortete er. „Und ich komme wieder."

„Woher weiß er das nun?" fragte er sich, als er die Treppe hinunterschritt.

Und bis zur nächsten Straßenecke ging er sehr steif und linkisch, dann aber verlor er sich in Gedanken und verfiel wieder in seinen natürlichen, wiegenden Gang.

Dieses Heft enthält Beiträge von Dr. F. W. Neumann, Leipzig, Fichtestraße 9 II; Dr. Bernhard Rang, Gera, Goethestraße 1 a, Landesbücherei; Dr. Feodor Röttcher, Leipzig, Eilenburger Straße 17 I, sowie folgenden Mitarbeitern der Städtischen Bücherhallen zu Leipzig und der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen: Dr. Konrad Ameln, Heinrich Becker, Dr. Gustav Dröscher, Dr. Walter Hoyer, Dr. Walther Koch, Dr. Peter Langendorf, Erich Thier.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Österreichischer Bundesverlag, Wien, I., Schwarzenbergstraße 5. —
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Maximilian Mayer, Wien, I., Minoritenplatz 5. —
Druck der Österreichischen Staatsdruckerei in Wien. 315 28

Neuerscheinungen

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei

Verfaßt von Walter Hofmann, herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. 160 Seiten. Geheftet 5.80 M.

Inhalt: Das Gemeinsame in der Entzweiung — Die Kernfragen des bisherigen Richtungsstreites — Gegenwart und Zukunft des deutschen Büchereiwesens: Die innere Verfassung des deutschen Büchereiwesens von heute — Die äußere Lage des deutschen Büchereiwesens — Schlußbetrachtung — Anlagen — Literaturübersicht

Eine wichtige Veröffentlichung zur Klärung und zum Abbau des „Richtungsstreites"

Volkstümliches Büchereiwesen im Regierungsbezirk Liegnitz

88 Seiten Text. Mit 10 Abbildungen auf Tafeln, 9 Grundrissen und einer Kartenskizze. Geheftet 4.75 M.

Herausgegeben von Hans Hofmann. Mitarbeiter: Regierungspräsident Dr. H. Poeschel, Ministerialrat Dr. R. v. Erdberg, Erste Bürgermeister U. Burmann, Martius, Troeger, Landrat Frh. v. Rabenau u. Bibliothekare

Grundsätzliches u. Praktisches zur Büchereiarbeit auf dem Lande u. in der Kleinstadt

---

Zum kommunalen und staatlichen Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens

Referat, gehalten vor dem Verwaltungsausschuß der Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. Von Hans Hofmann. 16 Seiten. Preis —.60 M.

Zur Information der Träger des Büchereiwesens über dringende büchereipolitische Maßnahmen

---

Meister der Musik

Ein Bücherverzeichnis

Eine Zusammenstellung des wichtigsten Schrifttums über die großen deutschen Musiker der Vergangenheit von Heinrich Schütz bis Max Reger. Sämtliche Bücher sind eingehend charakterisiert. Bearbeiter: Dr. Konrad Ameln. Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle. 48 Seiten. Preis 1.40 M.

Heft 15 der „Deutschen Volksbibliographie", Hilfsmittel für den Bestandsaufbau

---

Sämtliche Schriften sind zu beziehen durch die

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen

Leipzig N 22, Richterstraße 8

Teilnehmer erhalten bedeutende Ermäßigungen